



Ausgezeichnete Texte junger Autor\*innen

Anna-Lena Brandt

Andrea Friedel

Jasmin Maxwell

Şafak Sarıçiçek

Viola Rosa Semper

Nele Sickel

Meret Unruh

Lea Weiß

Erschienen im Rahmen des Schreibwettbewerbs HALTlose PROSA 2017.

Herausgeber / Veranstalter:

Dr. Susanne Schulte, GWK Münster

Melanie Wiebusch, Ascheberg Marketing

## INHALT

|                             |    |
|-----------------------------|----|
| Vorwort                     | 3  |
| Viola Rosa Semper           |    |
| In Kinderhand               | 4  |
| Wortmann                    | 5  |
| Jasmin Maxwell              |    |
| Eisfüße                     | 8  |
| Gezeichnete Mädchen         | 10 |
| Nele Sickel                 |    |
| Schwindel                   | 15 |
| Meret Unruh                 |    |
| Ein Beutel voller Pfeifen   | 19 |
| Andrea Friedel              |    |
| Warten auf                  | 22 |
| Anna-Lena Brandt            |    |
| Das Tor                     | 27 |
| Hinter Gittern              | 28 |
| <b>Şafak Sarıççek</b>       |    |
| Wodnew                      | 31 |
| Lea Weiß                    |    |
| Angewohnheiten eines Clowns | 37 |
| Viola Rosa Semper           |    |
| Frau Bergensen              | 41 |
| Biografien                  | 44 |
| Impressum                   | 49 |

## VORWORT

Neue Texte, die losgehen, in vielerlei Sinn, bei denen man anhält, Prosa, die einlädt zum Nachdenken und Verweilen: Die nachfolgenden Wettbewerbsbeiträge der acht jungen Schriftstellerinnen und Schriftsteller haben im Schreibwettbewerb HALTlose PROSA die Jury besonders beeindruckt. Nicht Geld war der Preis, sondern die Teilnahme an einem mehrtägigen Workshop mit renommierten Autoren und Lektoren in Ascheberg, in dem die Preisträger\*innen sich austauschen, ihre Schreibkunst reflektieren und verbessern konnten und Einblicke in den Literaturbetrieb bekamen. Außerdem trugen sie ihre Texte vor einem großen und jungen Publikum vor. Dessen Begeisterung und Beifall waren enorm.

Wir danken allen, die den Wettbewerb samt Workshop und Lesungen und alle kleinen und nachhaltigen Begegnungen am Rande ermöglicht haben. Jutta Richter, Jörg Albrecht, Uwe-Michael Gutzschhahn und Thorsten Ahrend haben die Workshops mit Freude und Engagement geleitet und die Lesungen begleitet. Als Juroren hatten sie zuvor die besten Wettbewerbsbeiträge ausgesucht. Ascheberger Familien waren unseren Preisträger\*innen für eine Woche unkomplizierte, freundliche und interessierte Gastgeber. Der Kunst- und Kulturverein Ascheberg, Davensberg und Herbern (KuKADuH), die Musikschule Ascheberg, Vertreter des Seniorenbeirats, die Profilschule Ascheberg, der Förderverein Haus Siekmann in Sendenhorst, das Gymnasium Mariengarden in Borken-Burlo und die Gemeinschaftsschule Billerbeck waren uns engagierte Partner bei den Lesungen im Münsterland.

Unser Dank gilt auch denen, die unser Vorhaben finanziell unterstützt haben: dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, der Inge und Wolfgang Tietze-Stiftung, der Gemeinde Ascheberg sowie der GWK-Gesellschaft zur Förderung der westfälischen Kulturarbeit.

**Wir freuen uns, Ihnen anspruchsvolle und unterhaltsame Texte der „nächsten Generation“** – sowohl die Wettbewerbsbeiträge als auch neue Texte mit Ascheberger Lokalkolorit, die in der Literaturwoche vor Ort entstanden sind – vorstellen zu dürfen. Wir sind überzeugt, von den jungen Leuten werden wir noch hören und lesen.

Dr. Susanne Schulte, GWK

Melanie Wiebusch, Ascheberg Marketing

## Viola Rosa Semper

### IN KINDERHAND

Und nach allem war ich plötzlich angekommen. Inmitten der Stadt. Mitten in Ascheberg. Meine Lider waren schwer, fielen für einen Moment zu, öffneten sich gleich wieder. Wie überdimensional große Legosteine schlichteten sich die karminfarbenen Ziegel übereinander. Die roten Dächer ragten spitz in die Höhe, als hätte ein Kind sie von oben auf die Backsteinmauern gesetzt. Am höchsten von allen thronte der Kirchturm in ihrer Mitte.

Zuerst war es nur dieser eine Platz, dann kam immer mehr. Immer mehr Steine, immer mehr rot, bis das Kinderzimmer in Rot ertrank. Hinter den Ziegeln lugten kleine Blätter hervor. Gelb und grün und bunt. Der Herbst hatte seine Finger ausgestreckt, die Stadt bemalt.

Ich strauchelte ein wenig, hatte mein Beine nicht hoch genug über den unebenen Boden angehoben. Dort hinten, da war es schon wieder. Ein kleines Blatt, ein kleiner Stamm. An der nächsten Ecke begann er nun aus der Stadt hinauszuwachsen. In Töpfen, auf Säulen, am Boden und auf Tischen – der winzig kleine Wald. Ich war groß. Auch neben den **größten Bäumen, fiel mir auf: „Ich war größer!“**

Die Kinderhand aber war riesenhaft, schlichtete die Häuser um, baute sie anders auf – damit ich ja meinen Weg zurück nicht finden würde. Sie zupfte an den Blättern, raubte die Bäume, setzte ein braunes Pferd hinzu. Dann ein zweites. Das erste war hell, das zweite dunkel. Das eine hatte eine weiße Mähne, das zweite eine blonde. Beide grasten friedlich zwischen den roten Backsteinhäusern. An dieses Tier erinnerte ich mich, hier musste ich nach links, dann nach rechts, gleich darauf wieder links. Eines der Pferde schnaubte in der Ferne. Wie weit war ich gegangen? Nicht weit. Die Stadt war klein, passte auf die linke Handfläche des Kindes.

Mit den Fingern der rechten Hand sortierte es die Häuser um, die bunt gemischt auf der feinen Kinderhaut standen. Das Kinderzimmer war wieder ordentlich aufgeräumt.

Die karminroten Legosteinen in der Hand haltend, tapste das Kind zur Spielzeugkiste. Ganz Ascheberg verschwand darin. Ich blieb auf der Handfläche zurück. Das Kind schüttelte mich ordentlich durch.

Meine Lider waren schwer. Nur mit Mühe zwang ich mich sie zu öffnen.

Im Kopf sah ich noch das große Kindergesicht, die beiden Finger, die mich am T-Shirt packten und zurück in das Stadtzentrum setzten. Umgeben von roten Backsteinhäusern.

Dann stieg ich aus dem Zug. Und nach allem war ich endlich angekommen. Mitten in Ascheberg.

## WORTMANN

Ich würde am liebsten damit beginnen, zu erzählen, dass ich schon immer gerne auf Friedhöfen gesessen bin, aber mittlerweile ist das ja ein abgedroschenes Klischee. Mal abgesehen davon, dass jede Vampirgeschichte so anfängt, ist es inzwischen von einer **Mutprobe zu einer „Ich-bin-ja-so-anders-und-will-alleine-am-Friedhof-sitzen-das-macht-ja-sonst-keiner-ich-bin-so-alleine-und-unverstanden“-Masche** verkommen.

Trotzdem stehe ich dazu: Ich sitze gern auf Friedhöfen. Denn obwohl so viele verkannte Künstler, einsame, missverstandene Teenager und melodramatische, amerikanische Seifenopern schauende Hausfrauen ach so oft behaupten, dass sie gerne am Friedhof sitzen, ist da nie etwas los. Und ich genieße es, alleine zu sein. Einsamkeit ist etwas, das ich lange gescheut habe, aber über kurz oder lang lieben lernen musste, denn: ICH bin ja wirklich anders, um bei der oben genannten Masche zu bleiben.

Wenn dann doch einmal eine alte Frau auf ihrem Damen-Fahrrad vorüberfährt, stört mich das nicht. Ganz im Gegenteil, das ist dann eine Ablenkung, die ich gerne nutzen möchte, um den Blick ein bisschen schweifen zu lassen.

Schon vor ein paar Jahren ist mir das an Friedhöfen aufgefallen. Hier zwitschern die Vögel. Und zwar so richtig laut, viel lauter als sonst wo in einer Stadt. Vielleicht, weil es hier wirklich intensiv nach Wald riecht. Woher auch immer das kommt.

Sonst bin ich so eine, die immer mit den Kopfhörerstöpseln im Ohr herumläuft, aber hier – nein, hier brauche ich das nicht. Das Auto Geräusch muss man sich halt wegdenken, das da die ganze Zeit im Hintergrund zu hören ist. Dafür ist der Anblick umso schöner. Was sich die Leute für Mühe machen, um die Gräber schön zu halten. Rosarote Blumen, knallrote Grabkerzen, weiße Blüten, grüne Büsche – alle fein und in bester Ordnung zurecht geschnitten und zwischendurch die hohen Bäume. In solchen Moment wünschte ich, ich würde mich in Botanik besser auskennen. Dann könnte ich sie genau beschreiben. Was sind das wohl für welche? Mit diesen langen Stämme – gerade so dick, dass ich sie noch umarmen könnte. Die Äste beginnen erst in drei, vier Metern Höhe, dann breiten sie sich aus zu einem Blätterdach, unter dem man gerne sitzen und schauen möchte.

Ein bisschen makaber ist es wohl schon, zwischen all den Toten zu sitzen. Da liest man dann die Namen auf den Grabsteinen und fragt sich, wer das wohl einmal gewesen ist.

Heckenkamp, Baumhöfer, Plenter, Roberg und Wortmann. Solche ausgefallenen Namen. Namen, die schon so viel verraten könnten.

Heckenkamp – der kannte sich bestimmt in Botanik besser aus. Der würde mir jetzt erzählen können, was das für Bäume sind, die über seinem Grab die Äste hängen lassen, ... **wäre er noch am Leben. Oder „Sie“. In meinem Kopf ist es aber ein „Er“.** So lange habe ich dann doch nicht auf den Grabstein geguckt.

Baumhöfer – ein bisschen blöd im Ausland mit dem Umlaut, aber auf mich wirkt der ohnehin nicht wie einer, der gerne gereist ist. Ich glaube eher, dass er sich zurückgezogen hat, in einen wunderschönen, grünen Innenhof. Ich glaube, er war auch ein Schreiberling. Ja, so nenne ich das: Schreiberling. So eine bin ich auch. Hat mir schon als Kind besser gefallen als Schriftsteller. In dem Fall würde natürlich Wortmann als Name herrlich passen. Ein Schreiberling mit Namen Wortmann. Seine Bücher würde ich lesen – keine Frage.

Ich werfe noch einen Blick auf seinen Grabstein. Wäre ich abergläubisch, würde ich jetzt ein Zeichen sehen, denn da sitzt auf einmal ein Rabe. War der vorhin auch schon hier? Ich lausche auf das Vogelgezwitscher, versuche die vorbeifahrend Autos auszublenden und plötzlich wird mir ganz mulmig zu Mute. Irgendwie ist es leiser geworden. Unheimlicher. Selbst die Sonne scheint nicht mehr so hell.

Der Rabe starrt mich an, blinzelt nicht, starrt mich einfach an, mit seinen dunklen Augen. Sie leuchten aus tiefem Schwarz heraus. Kann schwarz leuchten? Ja, kann es. Ich sehe es ja gerade und das sieht dann sehr beunruhigend aus.

Ich blinzele auch nicht, starre ihm direkt in seine Augen. Ob das der Geist von Wortmann ist? Ob er böse ist, weil ich da neben seinem Grab sitze und keine Achtung vor den Toten habe? Vielleicht hat er auch vorhin auf dem Baum gesessen und auf meinen Computer geguckt und ist mit dem, was ich schreibe, nicht zufrieden. Vermutlich denkt er sich, er hätte es besser gemacht. Wäre er nicht so früh gestorben. Bestseller-Autor Wortmann hätte es dann bald geheißt. Dann wäre er kein Schreiberling gewesen, so wie ich, sondern ein Schriftsteller. Ob er mich so böse anstarrt, weil ich immer noch hier sitze und schreibe und er nur mehr ein Rabe sein kann?

Vermutlich will er einfach nur ein bisschen Achtung. Aber ganz ehrlich, den Toten könnte es auch egal sein, würde ich ihre Gräber so richtig zerstören. Sie sind ja tot! Natürlich tue ich es trotzdem nicht. Ist viel zu schön und es wäre denen gegenüber unfair, die sich die Mühe gemacht haben, all die hübschen Blumen zu setzen, die Büsche so perfekt zurecht zu schneiden, dass ja kein kleines Zweigchen aus ihren makellos geschnittenen Buschfiguren heraussticht.

Trotzdem schaut mich der Rabe Wortmann so böse an, obwohl ich nur hier sitze und schreibe. Sein Grab gar nicht anfasse. In dem Moment komme ich nicht umhin mich zu fragen, ob der Vogel denn überhaupt lebt. Er legt den Kopf schief.

Ja, er hat sich bewegt. Ich bin mir sicher! Also doch kein schwarzer Humor, von jemandem, der einfach so einen ausgestopften Raben auf einen Grabstein gesetzt hat. Er ist echt. Irgendwie macht das die Sache aber noch merkwürdiger. Wieso sitzt der dann einfach so da und schaut mich an?

Ich blinze immer noch nicht. Ein bisschen komisch, wie mir langsam die Tränen kommen, aber ich bleibe hart. Der Rabe gewinnt dieses Spiel nicht. Ich kann länger starren. Mich kriegt der nicht klein.

Die Stille wird drückend. Die Vögel sind stumm, Autos höre ich auch nicht mehr. In meinen Ohren dröhnt es ein wenig und trotzdem ist es ruhig. Es gibt nichts mehr außer dem Blick des Raben.

Mit vollem Schwung saust plötzlich wieder so eine alte Frau vorbei (ernsthaft – wie viele davon radeln am Vormittag über den Friedhof?) – ich drehe mich erschrocken um, verliere den Vogel für einen Augenblick aus meinem Blick. Habe ich jetzt verloren? Hat der Rabe gewonnen? Ich blinze. Endlich. Eine Träne fließt über meine Wange. Es tut gut, das Brennen wird weniger. Das Vogelgezwitscher beginnt wieder. Die Autos fahren am Friedhof vorbei.

Sofort bin ich fokussiert.

Mein nächster Blick geht zurück zum Grabstein.

Der Rabe Wortmann ist fort.

Jasmin Maxwell

EISFÜSSE

**„Nie mehr Eisfüße.“**

Marius wusste nicht, wie oft er den Schriftzug schon gelesen hatte. Zehnmal, zwölfmal?

Wenn sie hinter dem weißen Zaun umdrehten und auf die Fußgängerinsel zufuhren, kamen sie an dem Plakat vorbei, und jedes Mal las Marius die weiße Schrift auf dem orangefarbenen Grund.

Eisfüße, dachte er. Ob die hier in Ascheberg überhaupt wissen, was richtige Eisfüße sind? Wenn man die Zehen nicht mehr spürt nach einem Spaziergang im Schnee, wenn das heiße Wasser aus der Dusche sich anfühlt wie lauter kleine Nadelstiche? Aber hier, hier ist alles platt, hier liegt bestimmt nie Schnee.

Er könnte Dennis und Kevin fragen, ob es hier schneite. Wenn die beiden mal auf ihn warten würden. Aber sie warteten nicht. Unermüdlich drehen sie ihre Runden auf den Fahrrädern, um die Fußgängerinsel herum, an dem Baugerüst am Rewe vorbei, wo die Bauarbeiter die drei Jungs schon lange nicht mehr beachtetten, über den Zebrastreifen, bis zum Ende des Zauns, dann drehen und wieder von vorne.

**„Frau Müller von Nebenan hat gesagt, ihre Jungs gehen draußen Fahrrad fahren, geh doch mit“, hatte Mama gesagt. Erst hatte Marius nicht raus gewollt. Schließlich war er heute schon zur Schule mit dem Fahrrad gefahren. Mama weigerte sich, ihn irgendwo hinzufahren, seit sie hierher gezogen waren. Sie sagte immer: Fahr doch mit dem Fahrrad.**

Dabei hatte er noch nicht mal ein ordentliches Fahrrad, sondern nur Katjas altes. Aber Mama hatte gesagt, Geld für ein Neues sei nicht da. Bedank dich bei deinem Vater, hatte sie gesagt.

Am Ende hatte Marius gedacht, dass Fahrrad fahren mit den Nachbarjungs besser war, als alleine in seinem Zimmer zu sitzen, das immer noch nach Farbe roch, und durch die dünnen Wände Katjas Stimme zu hören, die ihrem Freund vorheulte, wie sehr sie ihn vermisste.

Doch spätestens nach der dritten Runde vor Rewe hatte Marius bereut, dass er mitgekommen war. Eigentlich hatte er es ja gewusst, aber die Blicke von Dennis und Kevin hatten es ihm bestätigt: Sein Fahrrad war völlig falsch. Die Stange in der Mitte war nicht gerade wie bei den anderen Jungs, sondern nach unten gebogen, wie bei Mädchenrädern. Da, wo Katja früher Sticker auf den Rahmen geklebt und Marius sie wieder abgeknibbelt hatte, waren weiße Klebstoffreste zu sehen. Das schlimmste aber war die Farbe: lila.



Dennis Fahrrad hatte dicke Reifen und einen schwarzen Rahmen. Auf der Geraden nahm er richtig Fahrt auf, trat wie wild in die Pedale, und sein roter Pulli blähte sich am Rücken auf. Kurz vor dem Zebrastreifen riss er den Lenker hoch, hob ab und kam auf dem Bordstein wieder auf. Er fuhr weiter bis zum Zaun, dann bremste er abrupt und drehte sich zu Marius um. Die Botschaft war klar: Jetzt du.

Marius hatte gerade bei der Fußgängerinsel gedreht. Am liebsten wäre er an Dennis und Kevin vorbeigefahren, die jetzt beide hinter dem Zaun standen und ihn erwartungsvoll ansahen. Einfach an ihnen vorbei, immer weiter, raus aus Ascheberg, bis er wieder zu Hause war.

Stattdessen trat Marius in die Pedale, so schnell er konnte. Der Zebrastreifen kam näher. Er riss am Lenker und der Vorderreifen hob sich, aber der Rest des Fahrrads nicht und auch der Vorderreifen nicht hoch genug. Mist, dachte Marius, Mist, Mist, als der Vorderreifen gegen den Bordstein prallte und dann war er plötzlich in der Luft und da war ein Schlag und der Asphalt vor seinen Augen und etwas feuchtes an seiner Wange und ein lautes Scheppern.

Einen Moment blieb Marius liegen. Dann spürte er Hände unter seinen Achseln und saß aufrecht.

„Alles klar?“, fragte eine tiefe Stimme. Marius blinzelte und sah hoch. Er hatte erwartet, Dennis und Kevin zu sehen, aber vor ihm stand ein Mann mit grauer Latzhose und dickem Bauch, einer der Bauarbeiter vom Gerüst. Marius sah die Straße runter, doch da, wo Dennis und Kevin eben noch mit ihren Fahrrädern gestanden hatten, war niemand.

„Ist was passiert?“, fragte der Mann und Marius dachte, dass er genauso einen dicken Bauch hatte wie Papa, bevor er angefangen hatte, ins Fitnessstudio zu gehen und dieses Männerparfüm zu benutzen und auszuziehen.

„Hast du dir wehgetan?“, fragte der Mann, als Marius nicht antwortete.

„Meine ... meine Füße“, sagte er dann, weil ihm nichts anderes einfiel und weil er irgendwie seinen ganzen Körper nicht richtig spürte. „Ich hab Eisfüße.“

Der Mann runzelte die Stirn und stand auf. „Eisfüße? Na, wenn du noch blöde Witze machen kannst, kann's ja nicht so schlimm sein.“ Dann ging er zurück zum Gerüst.

Marius blieb sitzen und sah sich um. Katjas altes Fahrrad lag ein paar Meter neben ihm auf dem Bürgersteig, der Vorderreifen war völlig verbogen. Sah ziemlich übel aus.

Marius grinste. Papa hätte das Fahrrad reparieren können, aber Mama hatte von so was keine Ahnung. Jetzt musste sie ihm wohl doch ein neues kaufen.

## GEZEICHNETE MÄDCHEN

Ich weiß, dass ich stinke, aber in diesem Job muss die Glitzerohrring-Frau wirklich geruchstoleranter sein. Ich sehe den Ekel in ihrem Blick und den zusammengepressten Lippen. Ich gebe ihr zwei Wochen, Maximum, und sie hat den Aushilfsjob als Nachtwache in der Mädchen-Schlafstelle hingeschmissen. Die wenigsten halten länger durch.

Kein Wunder. Obdachlose Mädchen sind im besten Fall depressive Emo-Kinder und im schlimmsten Fall leicht reizbare Schlägerbräute. Darum übernachtete ich nur hier, wenn es gar nicht anders geht. Wie heute, bei fünf Grad und Sturmwarnung.

Glitzerohrring zickt trotzdem rum, bevor sie mich rein lässt. „Aufnahmestopp war um acht“, sagt sie.

„Ist das nicht auch die Windstärke heute?“, sage ich.

Jetzt läuft sie vor mir über den Gang im zweiten Stock und ihre Glitzerohrringe zittern mit jedem Schritt.

Vor der hintersten Tür bleibt sie stehen. „Hier ist noch ein Bett frei. Sei bitte leise. Und komm nächstes Mal pünktlich.“

Ich bin zu müde, um leise zu sein. Ich ziehe mich aus, lasse meine Klamotten und den Rucksack auf den Boden fallen und mich auf das freie Bett. Die harte Matratze ist ein Traum nach einem Monat draußen.

Im Halbschlaf nehme ich etwas wahr, ein Flüstern, eine bekannte Stimme. Aber ich kann sie nicht einordnen und der Gedanke entgleitet mir, verliert seine Konturen.

Und dann ist da plötzlich Schmerz. In meinem Gesicht. Ich reiße die Augen auf. Alles ist zu hell, ich blinzele, weiß kurz nicht, wo ich bin.

Ich höre ein Klatschen, spüre neuen Schmerz. Eine Ohrfeige. Kälte. Lachen.

„Jetzt wach schon auf.“

Diesmal erkenne ich die Stimme. Und weiß, dass ich knietief in der Scheiße stecke.

„Sarah“, sage ich.

Sie wirft meine Bettdecke hinter sich auf den Boden.

„Los“, sagt sie und dann spüre ich Hände an meinen Fußknöcheln und Handgelenken. Als ich mich winde, sehe ich am Kopfende des Bettes Lucy, die meine Arme festhält, und an meinen Füßen Nelli. Zwei von Sarahs Lemmingen, die immer besonders dicht an ihrem Arsch kleben.

Ich strample, werde sie aber nicht los, schreie.

Sarah drückt mir ihre Hand auf den Mund.

„Halt die Klappe“, sagt sie. „Bis an die Rezeption hört man dich nicht, und im Zimmer nebenan sind Freundinnen von mir. Wenn die aufwachen, machen sie mit.“

Ich stehe auf Sarahs Abschußliste, seit sie mich in meiner ersten Woche in der Stadt auf ihrem Schlafplatz erwischt hat, in der Unterführung hinter Karstadt. Ich habe den Fehler gemacht zu sagen, dass genug Platz für uns beide sei. Ich hatte noch die Illusion, auf der Straße herrsche eine Art Kommunismus der Asozialen. Dass man Kippen und Pfandflaschen und löchrige Woldecken teilt. Mittlerweile weiß ich, dass einfach nur härter um das wenige gekämpft wird, was man hat.

Sarah hebt ihr Handy, ich höre das Klicken der Kamera.

„Ich weiß schon die Bildunterschrift“, sagt sie. „Bin für jeden Spaß zu haben. Vorausgesetzt, ihr steht auf Schweißgestank und Oma-Schlüpfen.“

Mein Kopf wird heiß, als mir bewusst wird, wie ich vor ihnen liege. Nur in einem weißen Trägertop und der grauen Unterhose, die ich seit drei Tagen nicht gewechselt habe.

Ich zwingen mich, Sarah in die Augen zu sehen: „Du kennst sicher genug Leute, die auf so was stehen.“

In ihren Augen funkelt Wut, gepaart mit etwas anderem, vielleicht Überraschung, dass ich noch nicht um Gnade winsele.

Wenn Sarah mich nicht wie Scheiße behandeln würde, könnte ich sie mögen. Sie ist klein und zierlich, lässt sich aber nie zur Seite drängen, auch nicht von den Jungs. Noch nicht mal von den alten Männern, die so viele Orte für sich beanspruchen, weil sie dort schon seit Jahren trinken. „Aber jetzt trinke ich hier“, hat Sarah mal zu einem gesagt und ihm ins Gesicht gerülpst.

Sie legt das Handy beiseite und beugt sich zu mir. Ich rechne mit einem Schlag, doch sie legt ihre Hände an meine Hüften. Beinahe sanft umfasst sie den Saum meines Tops und zieht es langsam hoch.

„Nein“, entfährt es mir.

Sarahs grinst. Sie zieht das Top über meine Brust, meinen Kopf.

Und dann zuckt sie zurück, als hätte sie sich verbrannt. Auch die anderen kichern plötzlich nicht mehr.

Willkommen zur Freakshow.

Sie können ihn jetzt in voller Pracht sehen, den Ring aus Narben um meinen Bauch. Vertikale Schnitte, fein säuberlich nebeneinander angeordnet. Die alten glänzend silbrig, die neuen in wütendem Rot, die jüngsten von vorgestern noch mit Kruste.

Sarah streckt ihre Hand danach aus, zieht sie wieder zurück.

Ich weiß, will ich sagen.

Ich muss sie und Lucy und Nelli nicht nackt sehen, um zu wissen, wie sie aussehen. Vielleicht haben sie nicht so viele Narben wie ich. Vielleicht sind ihre nicht krankhaft geometrisch angeordnet, sondern wie zufällig über den Körper verteilt. Vielleicht sind manche gar nicht sichtbar. Aber wir sind uns ähnlicher, als es ihnen lieb ist. Wir sind alle gezeichnete Mädchen.

Ich nutze die Chance. Mit einem Ruck reiße ich meine Arme nach vorn. Lucy quickt, als ihr meine Handgelenke entgleiten. Mit der rechten Faust treffe ich Sarah mitten im Gesicht. Ihre Hände schnellen zur Nase, zwischen ihren Fingern sehe ich Blut.

Der Anblick lässt meine Haut kribbeln.

Ich ziehe meine Knie ruckartig an und ramme meine Füße in Nellis Bauch, einmal, zweimal. Dann schwinge ich die Beine über den Bettrand.

Hände streifen meine Schulter, meine Haare, aber sie kriegen mich nicht zu fassen. Mit zwei Sätzen bin ich an der Tür.

Als ich über den Gang renne, höre ich sie hinter mir, das Klatschen von nackten Füßen auf dem Laminat, ihr Keuchen. Die Tür am Ende des Gangs kommt näher und ihre Schritte werden schneller, lauter. Ich stoße die Tür auf und stolpere in den Raum, werfe die Tür zu. Von außen knallen Hände dagegen wie wütende Trommelschläge. Jemand drückt die Klinke herunter, gerade als ich den Schlüssel umdrehe.

Die Behindertentoilette ist der einzige Raum auf dem Gang, der komplett abschließbar ist. In der normalen Toilette sind die Kabinen nur durch dünne Kunststoffwände voneinander getrennt, über die man klettern kann, wenn man auf den Klositz steigt. Aber hier bin ich sicher.

Meine Beine geben nach und ich lande auf den kalten Fliesen. Ich lehne mich gegen die Tür und kann nicht aufhören zu grinsen. Vielleicht beim nächsten Mal, Schlampen.

Eine Weile fühle ich noch ihre Schläge an der Tür, höre unverständliches Murmeln.

**Schließlich Sarahs Stimme: „Das wird dir noch leidtun, Fotze.“ Dann Stille.**

Erst jetzt merke ich, wie kalt es ist. Ich schlinge die Arme um meinen Körper, nackt bis auf Unterhose und BH, und streichle über die Narben. Ich wünschte, ich hätte irgendwas Scharfes für einen neuen Schnitt.

Eine lange Zeit höre ich von draußen nichts. Als irgendwann mein Rücken weh tut und meine Beine steif sind, stehe ich auf und öffne die Tür. Der Gang ist leer. Mein kalter Arsch ist der einzige Beweis, dass ich das alles nicht geträumt habe.

Vielleicht sollte ich einfach runter gehen und Glitzerohrring alles erzählen. Mir ist egal, dass ich halbnackt bin. Soll sie beim Anblick meiner alten Unterhose doch Herpes kriegen. Aber ich weiß nicht, ob ich es ertrage, wenn sie die Narben sieht. Ihr Blick wäre schlimmer als der von Sarah, Lucy und Nelli. Sie würde es nicht verstehen.

Ich muss nachsehen, ob meine Klamotten noch da sind.

Vor der Schlafzimmertür bleibe ich stehen und halte den Atem an, bereit, beim leisesten Geräusch zurückzulaufen. Aber ich höre nichts. In Zeitlupe drücke ich die Tür auf und spähe ins Zimmer. Im Dunkeln regt sich nichts.

Ich öffne die Tür weiter. Das Zimmer ist leer. Komplett leer. Die Betten sind noch da, die Matratzen und die leeren Spinde. Sonst nichts. Sie haben ganze Arbeit geleistet.

Das Fenster steht weit offen und der Wind bläst herein, der versprochene Sturm. Ich ignoriere die Regentropfen, die mir ins Gesicht peitschen, trete ans Fenster und beuge mich raus. Da liegen sie, zwei Stockwerke unter mir auf dem Hof: Decken, Kissen und Bettlaken, in einem nassen Haufen. Mein Rucksack, darum verstreut meine Wechselklamotten, mein Handy, mein Taschenmesser. Meine Jeans neben der gelben Mülltonne, ein Schuh drauf. Der andere in einer Pfütze.

Ich versuche gar nicht erst, die Tränen zurückzuhalten. Für wen? Ich lasse das Fenster offen und sinke aufs Bett, auf dem sie mich vorhin festgehalten haben. Und dann bin ich nichts mehr als Tränen und Rotz.

Es fühlt sich gut an. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal so geheult habe. Vielleicht, als meine Mutter mich mit sieben bei McDonalds im Bällebad vergessen hat.

Bald ist meine Nase verstopft, meine Kehle brennt und jeder neue Schluchzer schickt Schmerzblitze durch meinen Kopf. Ich rapple mich auf und setze mich auf die Bettkante. Ich hatte vergessen, dass mir vom Heulen schon früher immer schlecht wurde. Damals bei McDonalds habe ich ins Bällebad gekotzt.

Ich senke meinen Kopf zwischen die Knie. Soll das nicht gegen Übelkeit helfen? Aber in dieser Haltung sind die Kopfschmerzen unerträglich. Ich will mich gerade wieder aufsetzen, als ich im Augenwinkel irgendwas Weißes sehe.

Ich strecke die Hand aus. Zwischen meinen Fingern fühle ich weichen Stoff und ziehe daran.

Es ist mein Trägertop. Sie haben es unter dem Bett liegen lassen. Mein Herz schlägt wie wild. Ich ziehe es so schnell über meinen Kopf, als würde es sich jeden Moment auflösen.

Ich muss an Sarah denken und daran, wie sie die anderen beiden vorhin bestimmt rumkommandiert hat: Vergesst nicht die Bettlaken. Nimm du den Rucksack. Da hinten liegt

noch ein Kissen! Ich stelle mir vor, wie Lucy und Nelli kichernd durchs Zimmer huschen. Wie eine von ihnen mit dem Fuß das Top unters Bett schiebt, ohne es zu bemerken. Wie sie das Zimmer verlassen, Sarah als letzte. Wie sie sich umschaute und das Top nicht sieht. Oder?

Oder wie sie etwas Weißes sieht, das einen Spaltbreit unter dem Bett hervorschaut. Einen Schritt darauf zu macht und dann innehält. Wie Lucy fragt, wo sie bleibt. Wie sich Sarah wieder umdreht, aus dem Zimmer geht. Das Top liegen lässt.

Ich lache. Schon klar. Und wenn wir uns das nächste Mal treffen, tauschen wir Freundschaftsbändchen und flechten uns Zöpfe.

Ich streiche ein paar Staubflusen von dem Top. Ich glaube nicht, dass ich das Gefühl von Stoff auf meiner Haut schon mal so genossen habe.

Ich werde Glitzerohrring fragen, ob sie mir die Kleiderkammer aufschließt. Ich wollte sowieso mal wieder eine neue Jeans haben. Ich werde sie auch nach einer frischen Unterhose fragen. Beim Gedanken an ihren Blick muss ich grinsen.

Nele SICKEL

## SCHWINDEL

Als wir an der Brücke stehen – diesem bröckeligen Ding, das Stein und alt ist – trete ich vor. Ich schaue in den Rachen der Landschaft unter uns und straffe die Schultern. Ja, es ist rau und grau und gähnend dort unten und ja, mir wird schwindlig, wenn ich dorthin sehe. Ja, die Brücke hat ihr Geländer schon vor Jahren abgeworfen. Kein Schutz mehr, nichts zwischen uns und der Leere. Aber was hilft es, deswegen zu zögern? Wir müssen hinüber, wir alle, und du und ich und unsere Freunde, mit denen wir gekommen sind, wir sind weder die Ersten, noch werden wir die Letzten sein, die hinübergehen. Also voran! Vom Warten wird einem nur schwindlig.

Ich stehe aufrecht und lächle über meine Schulter hinweg zu euch zurück, ehe ich beide Arme hebe. Ich suche mein Gleichgewicht, finde es, dann gehe ich los. Mut heißt, Furcht zu überwinden, und so sehr wie ich mich fürchte, kann ich hier und heute wahnsinnig mutig sein.

Während unsere Freunde noch im Gras stehen und sich paarweise aneinander festbinden, habe ich schon die ersten Meter hinter mich gebracht. Wind pfeift mir in den Ohren, der Abgrund gähnt und der raue Stein schneidet mir in die Fußsohlen. Ich halte meinen Blick genauso gerade wie meinen Rücken.

Ich schaffe das hier, und ich schaffe es allein. Ungesichert. Mein Stand ist fest genug, dass ich kein Band brauche, um nicht wegzuwehen. Meine Augen sind scharf genug, das Ziel ganz allein im Blick zu behalten, und mein Wille ist stark genug, es ohne Beifall meines persönlichen Cheerleaders bis auf die andere Seite zu schaffen. Ich bin mutig genug, um für mich zu sein. Das macht mich stolz.

Die Brücke bäumt sich auf, trägt mich höher, macht mich schwindlig, doch ich gehe weiter. Ich höre eure Schritte hinter mir und weiß, ich bin allein, aber deshalb noch lange nicht einsam. Das genügt mir. Mir tun die unter unseren Freunden leid, die nur im Gleichschritt gehen können, nur gesichert, nie allein. Als fehle ihnen allein das Gleichgewicht. Ich muss das nicht haben. Darin liegt meine Stärke. Ich muss mich nicht fürchten, losgeschnitten zu werden, ehe ich die andere Seite erreicht habe. Mich hält nichts, und das heißt auch, mich hält nichts zurück. Ich brauche keinen Rückhalt, nur Rückenwind. Und falls ich mich doch irgendwo anschließe, festbinde, dann weil ich es will, nicht weil ich es muss. Für die Person, nicht für das Seil.

Der Scheitelpunkt ist bald erreicht, dann fehlt nur noch der Abstieg und es ist geschafft. Ich habe Angst, aber ich lächle.

Auf dem höchsten Punkt bleibe ich stehen und atme tief durch. Mein Herz rast, mein Rückenwind pfeift mir in den Ohren. Ich bin mutig, und um mir das zu beweisen, schaue ich nach unten. Der Abgrund gähnt nicht mehr, er brüllt. Kein Wunder, dass es hier so windet. Die Schwerkraft zieht meine Augen nach unten wie einen fallenden Stein. Jetzt werden mir die ausgestreckten Arme schwer, sinken nach unten. Die Knie werden weich, der Kopf zu Watte. Die Brücke unter mir spielt Kreisel. Mir wird unfassbar übel. Kein Gleichgewicht mehr.

Da greifst du von hinten meine Hand. Es ist nicht viel, nur eine Hand, eine flüchtige Berührung. Doch sie leiht mir genug von deinem Gleichgewicht, dass ich mich traue, die Augen zu schließen. Kaum ist das Bild fort, verliert der Abgrund seinen Griff um mich, die Schwerkraft wird weniger schwer, ich kann den Kopf aufrichten und wieder nach vorn schauen.

Als ich schließlich die Augen öffne, sehe ich nicht mehr die gefräßige Leere, ich sehe das Gras auf der anderen Seite. Es schwankt leicht, aber nur leicht. Ich kann mit gerade Schritten darauf zuhalten. Kopf, Arme, Beine, alles gehorcht mir wieder. Ich sage danke, dann lasse ich deine Hand los und gehe weiter.

Es war nicht viel, nur eine Hand, die flüchtige Wärme eines Freundes – weder die Erste, noch wird es die Letzte sein, die ich mit jemandem teile. Trotzdem denke ich daran, als ich den nächsten Schritt mache. Denke an dich. Ich war schon so lange nirgendwo mehr festgebunden. Und du? Ich muss nicht zurückschauen, um zu wissen, dass auch du kein Seil trägst. Seit wir uns kennen, hast du nie eins getragen. Und ich habe mir nie die Mühe gemacht, zu fragen, ob du keins hast oder keins willst. Es war nie wichtig. Mutige wie du und ich brauchen kein Seil.

Bei meinem nächsten Schritt fasse ich einen losen Stein ins Auge und trete wie aus Versehen dagegen. Er rollt über die geländerlose Brücke. Die Tiefe frisst ihn auf. Es gibt nicht einmal ein Geräusch, so weit entfernt ist der Boden. Obwohl ich nicht runterschaue, greife ich noch einmal deine Hand. Nicht weil ich muss, sondern einfach weil ich deine Hand mag. Doch das zeige ich dir nicht. Ich lasse los und gehe weiter.

Es ist gut wie es ist, sage ich mir, während die Brücke sich ehrfürchtig vor mir zu Boden wirft. Ich habe, was ich brauche: Mich, mein Gleichgewicht, meinen Mut, Freunde und Wind im Rücken und eine gelegentliche Hand. Bald habe ich auch wieder Gras unter den



Füßen, und wer weiß, was ich dann als Nächstes in Angriff nehme. Einen hohen Baum vielleicht, ein Gewitter, einen kleinen Sturm. Wonach auch immer mir der Sinn steht, ich kann es tun – mit dieser Gruppe, mit einer anderen, ganz wie ich will. Ich denke, ich könnte versuchen, wieder dicht bei dir zu gehen. Immerhin mag ich deine Hand. Und vielleicht sollte ich dich doch einmal fragen, wieso du immer ohne Seil gehst. Vielleicht **könnten wir ...**

Mir wird wieder schwindlig, also schließe ich die Augen. In meiner Vorstellung sehe ich uns gesichert im Gleichschritt gehen. Das Bild lenkt ab. Ich will es abschütteln, kann nicht, mir wird schlecht. Ich sehe dich straucheln und mich mit in den Abgrund reißen. Ich sehe die Sicherung zur Fessel werden, sehe uns verschiedene Richtungen einschlagen und doch nicht vom Fleck und auch nicht voneinander loskommen, sehe uns aneinander versagen. Ich bin lieber frei, denke ich und mache blind einen Schritt nach vorn. Sogar das geht. Ich bin mutig.

Deine Schritte hinter mir sind verklungen. Du musst noch da sein, das weiß ich, du gibst mir einfach nur Zeit. Ich lächle und öffne die Augen. So wie du mir Zeit gibst, würdest du mir Raum geben. Auch das weiß ich. Jedes Seil lässt sich aufknoten, neu binden, aufgeben, ganz wie es uns gefällt. Was also sollen diese Bilder?

Nur noch vier Schritte bis ins sichere Gras. Fast geschafft. Wer das hinkriegt, wird sich doch nicht vor einem schnöden Sicherheitsseil fürchten, oder?

Schritt.

Mein Stand ist so fest, würdest du stürzen, ich könnte dich halten. Davor fürchte ich mich nicht.

Schritt.

Meine Augen sind scharf genug, um an dir vorbei zu sehen, egal wie nah du mir bist. Mein Ziel würde ich so oder so nicht verfehlen. Davor fürchte ich mich nicht.

Schritt.

Mein Kopf sitzt fest genug auf den Schultern, dass ich ihn nicht verliere – selbst wenn ich dich bäte, mich zu sichern und du nein sagtest. Davor fürchte ich mich nicht.

Schritt.

Weiches Gras schmiegt sich unter meine Füße. Der Abgrund wird hungrig bleiben müssen. Ich habe es geschafft. Erleichtert drehe ich mich um, reiche dir die Hand und helfe dir vom brüchigen Stein hinunter. Wir lächeln einander an.

Ich will dich fragen, ob wir das nächste Stück gemeinsam gehen, nur das nächste Stück, einfach sehen, was kommt. Doch wenn wir uns erst einmal aneinander gesichert haben,

dann wird es keine flüchtigen Berührungen mehr geben. Nur eine Hand ist dann nicht mehr. Alles bedeutsam, alles schwer. Und ich mag deine Hand doch so sehr, gerade weil sie leicht ist. Mir wird schwindlig.

Ich lasse dich los, drehe mich um, gehe weiter. Allein. Ich frage dich nicht. Ich fürchte mich – zu sehr, um es zu versuchen. Keine Brücke mehr, kein Schwindel übrig. Und ich bin gar nicht mutig.

Meret Unruh

## EIN BEUTEL VOLLER PFEIFEN

Ich bin froh, dass du dabei warst gestern Abend. Ich habe dich gefragt, ob du den gesehen hast. Nee hast du gesagt, du hast nicht so drauf geachtet. Wir waren gerade unter einem Fenster entlanggegangen, aus dem jemand Papierflieger geworfen und die Fußgängerzone mit Sting beschallt hatte. „I'm a legal alien. I'm an Englishman in New York.“ Daran hast du vielleicht noch gedacht. Ich hab dann auch nicht mehr gesagt, weil du ihn hättest gesehen haben müssen, um das, was ich sagen wollte, zu verstehen.

Heute habe ich ihn wiedergesehen. Nicht in der Innenstadt unter der Weihnachtsbeleuchtung. Vielleicht sollte ich jetzt doch versuchen zu erklären, was du hättest sehen können: Er sah aus wie ein Student auf dem Weg zur Uni. Ein bisschen zu zielstrebig für den Rückweg. Kopfhörer in den Ohren, Hände in den Taschen. Lederrucksack und Duffelcoat – Geisteswissenschaftler ohne Zweifel. Aber dann hatte er noch einen gezwirbelten Schnauzbart und hinkte, wie sie im Theater hinken, wenn sie Ödipus spielen. Unsere Blicke trafen sich für einen Augenblick. Seiner hatte nicht die Gleichgültigkeit eines Blickes, der auf Altbekanntes trifft, sondern die Scheu eines Neulings, jemandes ohne Aufenthaltsrecht, den man ertappt, aber nicht verpiffen hat. Er blickte ernst, fast trotzig. Du und ich, wir haben uns dann über Steam Punk und Identität unterhalten und ich musste irgendwie an Sigmund Freud denken.

Heute Abend warst du nicht dabei. Ich habe mich in die Goßlerstraße getraut. Keine Ahnung warum. Weil das nicht weit von zu Hause ist vielleicht. Das ergibt keinen Sinn, denn bei abstrakten Gefahren, um die es hier ja geht, betrachtet man die Lage besser vom objektiven Standpunkt aus. Was macht es, dass gerade ich hier zu Hause bin. Und egal, mit wieviel Adrenalin im Blut ich laufen würde, von der Goßlerstraße nach Hause hätte mich jeder eingeholt. Auch der hinkende Student kann schnell laufen. Er hinkt, wenn er läuft, so dass es aussieht wie in einem dieser ersten Filme, in denen alle Bewegungen unterbrochen und dadurch ruckartig beschleunigt sind. Aber das kommt zum Schluss.

Ich bin also da oben in die Goßlerstraße eingebogen unter den antifaschistisch-feministischen Fenstern alter Fachwerkhäuser entlang, an der Krippe vorbei gegangen. Und dann war da vor mir dieses Klacken. Das hat man in der Fußgängerzone gar nicht gehört. Es klang, als hätte jemand nur einen Steppschuh an oder einem Pferd an drei Hufen Gummidämpfer angeklebt. Es war der Student, den du gestern nicht gesehen hast. Sein hinkendes Bein klackte bei jedem Auftreten.

Vor der Akademischen Burse blieb er stehen. Ich in einiger Entfernung auch. Dann begann er in seinem Rucksack zu kramen, nacheinander einige Gegenstände herauszunehmen und auf den Bürgersteig zu legen. Schließlich setzte er den Rucksack wieder auf und hockte sich für eine Weile vor die Gegenstände. Erst als er wieder aufstand, konturierte das Gegenlicht der Straßenlaterne seine Gestalt so genau, dass ich erkennen konnte, was er da eigentlich getan hatte. Er musste sich recht umständlich eine Pfeife angesteckt haben, die er nun mit der rechten Hand zum Mund führte, in der linken baumelte ein prall gefüllter Jutebeutel.

Als dreimal Rauch aus Mund und Nase gedrungen war – ich habe keine Ahnung, vermute aber, dass man Pfeifen auch länger rauchen kann –, ließ er sie zwischen seine Füße fallen. Dann trat er mit der Hacke darauf und zermalmte sie in einer drehenden Bewegung. Das Geräusch splitternden Hartholzes, das irgendwann in metallisches Schaben auf Asphalt überging, schien die ganze Straße zu durchstechen. Danach holte er eine weitere Pfeife, Tabak und Streichhölzer aus dem Jutebeutel und steckte sie sich wiederum für drei Züge an. Dieser Pfeife widerfuhr dasselbe Schicksal wie der vorherigen.

Ich sah irgendwann nicht mehr hin, wartete nur noch auf das Geräusch der berstenden Pfeifen. Wärest du da gewesen, hätten wir vielleicht weitergehen können, vielleicht hättest du gerade etwas Anderes gesehen oder gehört, aber so musste ich jede einzelne Pfeife mitanhören. Es war ein Jutebeutel voller Pfeifen.

Nach einiger Zeit begann das Klacken wieder. Es herrschten Licht- und Entfernungsverhältnisse, bei denen man nicht ausmachen kann, ob sich jemand auf einen zu oder von einem weg bewegt. Als das klar wurde, war es schon zu spät. Der hinkende Student stand vor mir, diesmal hatte er mich ertappt, aber auch er verpiff mich nicht. Ich erkannte in dem Ernst seines Blicks die Absicht, mir etwas zuteilwerden zu lassen. Allerdings schien er sich noch nicht ganz sicher, in welcher Form. Er holte drei Pfeifen aus dem Jutebeutel, war gerade im Begriff eine davon anzuzünden, als er innehielt und mich musterte. „Verzeihung, ich nehme nicht an, dass Sie ...“, seine Stimme war höher, als Bart und Statur vermuten ließen. Ein wenig unbeholfen ging er dann in die Hocke und legte die drei Pfeifen zwischen meine Füße. In einer fließenden Bewegung stand er wieder auf. „Es ist der Zweifel, der das hier antreibt. Guten Abend.“ Mit dem Kopf voran wandte er sich ab, das Klacken seines Fußes entfernte sich.

Ich glaube nicht an Pfeifen. Ich habe sie nicht aufgehoben, aber auch nicht zertreten. Nur ganz vorsichtig in das verrottete Laub unter der Hecke geschoben. Und dann bin ich losgegangen. Als ich an der Ecke war, kam das Klacken in doppelter Geschwindigkeit zurück, der

Hinkende rennend, wie ich ihn dir beschrieben habe. Ich bin dann auch gerannt, nach Hause. Aber jetzt liegen in der Goßlerstraße auch vor der Hecke Holzsplitter, die alle für verrottendes Laub halten.

Andrea Friedel

WARTEN AUF (Roman, Auszug)

Sie hat Wut.

Sie hat ein blaues Hemd, einen Raum und vor allem Wut – eine Substanz, die sie nicht genau definieren kann, etwas jedoch, was ihre Augen lebendig macht.

In dem Raum lebt sie – in dem Raum kocht sie Kaffee, in dem Raum macht sie das Bett, in dem Raum ruft sie Joris an und kann so tun, als wäre sie verliebt.

„Tun wir es heute?“, fragt sie den Hörer.

Die Schwüle drückt.

„Heute Abend vielleicht“, sagt Joris und ihr Haar schwitzt. Der Sommer beginnt wieder und sie weiß nicht, was sie mit sich anfangen soll. Deswegen Joris. Seine Stimme klingt so rau.

„Mir ist langweilig, Joris“, sagt sie.

Joris liegt jetzt auf seinem Bett und grinst, weiß, dass sie lügt, weil Jordana kein Mensch ist, dem langweilig wird, weil Jordana ständig irgendeinen Kampf zu kämpfen hat.

„Du spinnst“, sagt er.

„Ich bin wütend“, sagt sie und entdeckt einen hellen Fleck auf ihrem blauen Hemd. „Ich bin so wütend, Joris. Das langweilt mich.“

„Und wieso?“

„Was?“

„Wieso bist du wütend?“

„Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

„Du bist ein hübsches Mädchen.“

„Hör auf.“

„Du könntest alles machen, was du willst.“

„Das ist ja das Problem.“

„Was?“

„Ich hab den Faden verloren.“

Jordana mag Joris, aber sie weiß, dass er nicht weiß, was er eigentlich wissen sollte.

Das ist gut, vielleicht auch manchmal weniger gut, aber gut genug, um ihn irgendwie zu mögen.

„Ich hol dich später ab“, sagt Joris, sie betrachtet dabei die Decke, ihren Daumen mit der eingerissenen Haut, das Radio auf der Kommode, die Unordnung im Raum, wieder den

Fleck auf dem blauen Hemd, wahrscheinlich vom Kaffee, den sie immer viel zu hektisch trinkt. Eigentlich mag sie Hemden gar nicht, aber ihr Vater meinte mal, dass sie furchtbar schön aussähe in Hemden, deswegen trägt sie heute welche mit Flecken.

„Okay“, sagt sie zu Joris, hofft, dass sich heute Abend etwas ändern wird.

Dann legt sie auf.

Sie öffnet die Fenster, weil die Luft so stickig ist, sieht nach draußen, betrachtet den glühenden Beton.

Ihr Kopf fühlt sich sehr schwer an, so, als hätte sie zu viel getrunken, so, als würde er gleich platzen, als hätte er zu viel Inhalt, als wäre da etwas, was unbedingt und sofort raus muss. Aber da ist ja gar nichts ist. Gar nichts – nie dagewesen. Ihr Kopf ist leer. Da ist nur die Schwüle und ihr lahmer Körper – der Wunsch, das alles zu durchbrechen und hinter sich zu lassen. Die Wut.

„Joris“, flüstert sie. „Joris.“

Menschen sind gar nicht so wichtig – das weiß sie – Menschen sind gar nicht so wichtig.

Es beginnt damit, dass sie alleine wohnt.

Alleinsein ist nicht schön. Irgendwann kommt der Zeitpunkt, an dem man mit sich selbst spricht, in dem man sich selbst Grimassen schneidet und über sich selbst zu lachen anfängt, obwohl man nicht weiß, weshalb.

Und dann, nach zwei, drei Tagen, nach drei, vier Wochen hört das Lachen auf, die Grimassen, all das, man redet noch, aber alles wird halbherzig, das Lachen bleibt stecken, das Lachen bleibt aus. Dann ist man ganz alleine – dann fängt man zu warten an und weiß gar nicht, worauf.

Der Raum ist zu groß, das Bett nicht gemacht.

Jordana wollte weg von Zuhause, aber nicht allein sein.

Das weiß sie jetzt.

Menschen sagen einem nämlich, dass man das Bett zu machen hat und Menschen sorgen dafür, dass man sich anständig benimmt und dass man nicht entgleitet. Deswegen will Jordana trotz allem bei ihnen sein, auch wenn sie ihr eigentlich nicht wichtig sind.

Das hat sie spätestens nach vier Tagen Alleinsein bemerkt und deswegen geht sie raus. Immer.

„Ich bin ein Mensch auf der Flucht“, würde sie sagen, müsste sie sich selbst beschreiben.

Das klingt sehr spannend. Aber eigentlich ist sie nicht anders als alle anderen.

Jetzt weiß sie nämlich nicht mehr, was sie tun soll.

Joris kommt erst in zwei, drei Stunden, sie könnte bis dahin Musik hören, sie könnte spazieren gehen, ein Buch lesen, noch einmal spazieren gehen, einkaufen, einen Film schauen, ihr Haar frisieren, darüber nachdenken, was sie tun möchte, wenn sie ihr Studium beendet hat, die halbvolle Weinflasche leer trinken, lauter Musik hören oder einfach nichts tun.

Stattdessen bringt sie den Müll runter.

Danach sitzt sie eine ganze Weile auf der kleinen Mauer vor dem Haus und raucht eine Zigarette, raucht noch eine, obwohl sie das gar nicht so gerne tut, aber sie will nicht zurück in den Raum.

Sie beobachtet deswegen ihre Nachbarn, die schwitzen und telefonieren, die Nachbarn, die an ihr vorbeilaufen, ihr zunicken, manchmal Hallo sagen, manchmal auch nicht. Sie fühlt erneut die Hitze auf den Schultern, versucht zu lächeln, nicht traurig auszusehen.

Direkt neben ihrer Wohnung liegt die Wohnung einer alten Frau, die fast nie aus dem Haus geht und am liebsten schlechte Quizsendungen guckt, in denen nie ein Kandidat gewinnt.

Die Frau ist sehr einsam.

Manchmal lauscht Jordana an ihrer Tür und hört dieses schmerzende Husten, das Schnaufen und Stille und Quizfragen.

So werde ich auch mal enden – denkt Jordana: „Ich werde den Briefkasten öffnen und wieder keinen Brief finden.“

Die alte Frau erinnert sie ein bisschen an ihre Oma Erika. Nach Opas Tod lebte Oma Erika so zurückgezogen, dass sie ganz böse wurde, wenn man sie anrief und sie besuchen wollte.

Oma Erika wollte nur noch ein einziges Mal mit Opa sprechen, aber Opa kam nicht mehr. Heute ist Oma Erika tot. Die Nachbarin bald auch.

„Worauf warten wir eigentlich die ganze Zeit?“, hatte sie Joris einmal gefragt, „ich denke immer, wir verpassen etwas.“ Es drückte in ihrem Magen als würde dort langsam etwas heranwachsen, irgendetwas Pelziges, Zähes. Joris zuckte nur die Schultern – Joris würde alles für sie tun.

Joris ist unglaublich verliebt, das fühlt sie, das sieht sie. Daran, wie er sie mustert, ihre Hand hält und ihre Haare zurückstreicht. Daran, dass er sie nie drängt, Dinge zu tun, die sie nicht will.



„Joris wär der perfekte Schwiegersohn“, da ist Jordana sich sicher, er ist höflich und intelligent und je mehr sie darüber nachdenkt, umso schlechter wird ihr.

Sie schnippt den Rest der Zigarette weg, unsicher, ob sie das Richtige denkt, unsicher über sich selbst.

Manchmal liegt sie auch stundenlang im Bett, obwohl sie eigentlich auf der Flucht sein sollte.

Aber manchmal kann sie nicht fliehen, manchmal kann sie einfach nur daliegen und warten.

Zu ihren Freunden sagt sie dann, sie hätte Migräne, aber das ist gelogen, Jordana hat nie Migräne gehabt.

Stattdessen liegt sie da, formt ihr Gehirn mit den Händen nach, wiegt es hin und her und hin und her und vor und zurück und würde gern verstehen, was alles zusammenhält. Das Gehirn, das große Ganze. Die Kraft dahinter. So wie jetzt. Manchmal hat sie das Gefühl, etwas in ihr beginnt zu zerfallen, das Gebilde in ihren Händen oder das in ihrem Kopf – ganz langsam, ganz schleichend, aber dann erinnert sie sich, dass sie vielleicht auch einfach nur zu viele Geschichten gelesen hat und damit aufhören sollte, bevor es zu schlimm wird.

Gehirne zerfallen nicht einfach so.

Als Joris am Abend klingelt, liegt sie noch immer im Bett, starrt auf ihre Hände, lässt sie plötzlich sinken und tut so als würde sie schlafen. Joris klingelt noch einmal, dann zählt sie bis neun, weil man exakt neun Sekunden braucht um von der Haustür zu ihrer Wohnungstür zu gelangen.

Sie hört das Geräusch des Schlüssels, ein Knacken und Joris Atem, der wegen der Hitze sehr schnaufend klingt.

Joris besitzt einen Wohnungsschlüssel seit er sie zum vierundfünfzigstem Mal geküsst hat und meinte, er hätte sich verliebt.

Vielleicht besitzt er ihn aber auch nur, weil das Gefühl beruhigend ist, dass da jemand anderes sein könnte, der ungefragt kommt, ohne dass sie die Tür öffnen muss.

Zwei Geräusche, Klack, klack, dann das Abstreifen von Schuhen, dann Geklimper, dann Schritte, dann ihr Auftritt:

„Mein Gehirn stirbt gleich“, murmelt sie in das Kopfkissen mit den blassen Monden.

„Was ist los?“, fragt Joris. Sie winkelt die Knie noch stärker an und vergräbt den Kopf zwischen ihren Beinen.

„Ich wäre gern ein Baby. Babys haben bestimmt sehr frische Gehirne.“

„Du spinnst“, sagt Joris, setzt sich neben sie, bettet einen Kuss auf ihr Haar.

„Bist du mit dem Auto gekommen?“, fragt sie.

„Ja, mit dem Auto“, sagt er.

„Also können wir überall hin?“

„Ja, wenn du mal aufstehst.“

Joris hat dunkles Haar und dunkle Augen, Mädchen mögen das. Jordana eigentlich auch.

„Auf was wartest du?“, fragt er, sie sitzt jetzt sehr aufrecht und starrt nach vorne.

„Die Frau nebenan stirbt bald“, sagt sie.

„Wie?“

„Die Frau nebenan. Sie wird immer durchsichtiger.“

„Sie ist ja auch alt.“

„Menschen sollen nicht sterben“, sagt Jordana.

Würden Menschen nicht sterben, dann müsste sie sich keine Gedanken machen, was passiert, wenn die alte Frau von neben an wirklich bald tot ist.

Sie müsste nicht über den Pfarrer nachdenken, der die Wohnung aussegnen wird, auch nicht über die vielen Leichenbestatter auf der Welt, erst recht nicht über die wenigen Leute, die um die alte Frau weinen werden.

„Menschen sterben eben“, sagt Joris.

„Aber wieso?“

„Sonst gäbe es ja irgendwann viel zu viele.“

„Na und?“

„Wie na und?“

„Dann gibt es eben zu viele.“

„Aber wenig zu Essen. Dann müsste ich eine tödliche Grippe erfinden, damit sie alle urplötzlich sterben“, sagt Joris und lacht und Jordana grinst ein bisschen, weil Joris nie ernst bleiben kann.

„Na gut“, sagt sie und: „Tun wir es heute, Joris?“, obwohl sie keine Ahnung hat, wovon sie eigentlich spricht. Joris nickt.

„Lass uns gehen“, sagt er. Und dann gehen sie wirklich.

Anna-Lena Brandt

## DAS TOR

Das runde Tor ist der Eingang zu einer anderen Welt. Fern der Hektik, des Lärms und der Straßen.

Ein rundes Tor, das dazu auffordert, einzutreten. Eintreten in einen Garten voller magischer Pflanzen.

Der Eingang wird bewacht von zwei steinernen Löwen. Löwen auf Podesten, die direkt neben zwei chinesischen Steineiben sitzen.

Lässt man den Blick schweifen, sieht man eine Ansammlung von Schlangenbart.

Er ist dunkel; im Kontrast zu dem Rest des magischen Gartens.

Bonsaibäume und Steinlaternen scheinen aus dem Boden zu wachsen.

Dazwischen steht eine Taube, den Kopf zum Tor gewandt, mit aufmerksamem Blick.

Sie sieht mich an, so als wollte sie sagen: „Komm rein. Geh durch das Tor. Komm in diese ferne Welt. **Trau dich hinter die Fassade.**“

Dann fliegt sie davon.

Ich schließe die Augen. Ich horche. Ich höre ein Plätschern vom kleinen Wasserlauf, der sich zwischen Steineiben und Schlangenbart hindurchschlängelt. Ein Ort, der zum Verweilen einlädt.

Als ich die Augen wider öffne, kitzeln Sonnenstrahlen mein Gesicht.

Sie tauchen den Garten in ein glänzendes Licht, lassen das Wasser glitzern, wärmen den Stein einer kleinen Steinbrücke, die tiefer in den Garten führt.

Wohin es wohl geht? Was sich wohl hinter all dem verbirgt?

Ich mache einen Schritt und gehe durch das Tor.

## HINTER GITTERN

Weg hier. Raus. Gefangen? Gefangen im Netz meiner Gedanken.

Sieh nicht alles so eng. Denk nach. Ganz einfach. Wenn einfach so einfach wäre. Keine Chance. Komme nicht heraus. Komme nicht aus diesem Gefängnis raus. Furchtbar.

Draußen geht alles seinen Gang. Draußen merken sie nichts. Fragen sich nur. Fragen sich, warum ich nicht weitergehe. Sie sehen die Gitterstäbe nicht. Die Grenze, die mich davon abhält. Sind blind. Viel zu blind. Sehen mich am Boden knien und zeigen auf mich.

Tränen. Tränen fallen auf den Boden. Eine Pfütze.

Durchhalten. Weitermachen. Weiteratmen. Ganz automatisch. Leben? Ist das schon längst nicht mehr.

War kurz davor. Kurz davor den Schlüssel zu finden. Dann fing es wieder an. Als die Blicke meine Seele durchbohrten. Die Finger in meinem Herzen stocherten.

Zu schwach. Zu schwach, um mich zu befreien.

Da ist was. Etwas in mir, das mir die Freiheit schenken kann. Wenn ich bloß wüsste, wo.

Wenn ich die Blicke, die Finger doch nur übersehen und einfach weitermachen könnte. Einfach.

Ein Aufblitzen. Zugreifen. Festhalten. Geh nicht. Geh nicht.

Eine ausgestreckte Hand. Zögern. Schau wieder hoch. Verschwunden.

Nur noch Blicke. Die Finger, die auf mich zeigen. Die Pfütze wird größer.

Reiß dich zusammen. Reiß dich zusammen! Alles halb so schlimm. Du kommst hier raus.

Du kommst hier schon raus.

Einzelne Umrisse. Einzelne Gesichter. Eines schau ich genauer an. Es wird schärfer. Nach und nach.

Das Gesicht sieht anders aus. Wie ein Versprechen. Eine Hand.

Ganz langsam strecke ich meine danach aus. Werde stärker. Ganz einfach. Ganz einfach raus hier.

Was ist das? Da hinten? Nein. Nein, nicht schon wieder.

Die Stäbe kommen zurück.

Die Blicke werden stechender.

Hört auf! Hört endlich auf!

So kurz davor. Nur noch ein kleines Stück. Ich berühre schon fast die Hand. Fehlt nicht mehr viel. Stiche im Herzen. Die Hand weicht zurück.

Warum? Warum nur? Ich will doch nur raus hier. Einfach nur raus.

War fast geschafft. Der Schlüssel so nah. Bleib da. Bleib da. Bitte.

Den Arm ganz ausgestreckt. Ich komme nicht an den Schlüssel. Zu weit. Zu weit schon entfernt.

Der Geschmack der Verzweiflung. Angst. Angst zu verlieren lähmt jeden Gedankengang, der mir die Freiheit schenken kann.

Die Hand verschwindet. Ein zweites Mal. Ein zweites Mal schon den Schlüssel verloren. Ich sinke in mich zusammen. Hätte es die Hände doch bloß nie gegeben. Diese Hände. Den Schlüssel nach draußen. Hätte ich es doch bloß nie gespürt. Dieses Gefühl. Dieses Gefühl zu entkommen.

Umso schlimmer: Wieder eingesperrt sein. Umso schlimmer nicht nach draußen können. Alleine sein.

Tränen tropfen in die Pfütze. Mein eigenes Spiegelbild. Auf dem Boden. Bin ich das? Fremd. Fürchterlich fremd.

Weiß nicht mehr, wer ich bin. Woher ich komme. Warum ich hier bin. Wie es weitergeht. Keine Kraft mehr. Keine Versuche zu entkommen.

Lasst mich. Lasst mich gehen. Sinnlos. Alles sinnlos im Angesicht des Spiegels.

Ich will in der Pfütze versinken. Nie wieder auftauchen.

Aber sie ist nicht tief genug. Unmöglich, in ihr zu verschwinden. Da ist noch etwas. Muss noch etwas sein.

Nein. Nicht mehr hoffen. Nicht mehr verlieren. Dann lassen die Gedanken mich nie mehr gehen. Nie mehr frei. Es bleibt nur diese Chance. Alles oder nichts. Raus.

Ich hebe den Blick. Noch einmal. Ganz blass. Die Finger, die auf mich zeigen, zerfließen. Ganz langsam hören sie auf in meinem Herzen herumzustochern.

Suche nach dem Schlüssel. Nach einem Schlüssel inmitten von diesem Nichts.

Alle fort. Alle verschwunden. Habe sie verspielt. Meine Chancen. Meine Schlüssel. Allein.

Jetzt nicht nach unten sehen. Es muss einen anderen Weg geben.

Einfacher wäre es wieder nach unten zu sehen. Einfacher wäre es zu verschwinden. Für immer.

Den Arm ausstrecken. Das Gitter. Als unüberwindbares Hindernis vor mir. Meine Hand. Zwischen den Stäben. Prickeln. Prickeln auf meiner Haut. Freiheit.

Ich will jetzt endlich nach draußen.

Aber da ist niemand. Niemand, der mir hier helfen kann. Herzklopfen. Bis zum Hals. Nicht zurück. Bloß nicht zurück.

„Hallo?“

Das Echo meiner Stimme. Laut hallt es wieder. Niemand, der es hört.

Da vorne. Das Gitter. Ich strecke die Arme weiter aus. Frei. Endlich frei sein. Kühl. Kühl die Stäbe, die meine Arme berühren.

Ein Schritt nach vorne. Und noch einer.

Nicht ablenken lassen. Nicht zurückgehen. Nicht umdrehen. Weiter. Es geht. Es geht voran.

Mit jedem Schritt etwas mehr Hoffnung. Mit jedem Schritt etwas mehr Kraft. Mit jedem Schritt näher am frei sein.

Das Gitter verschwindet. Die Last verschwindet. Ganz einfach. Beinahe geschafft. Beinahe vorbei.

Ohne andere Schlüssel. Ohne andere Hände.

Ich trete hinaus.

Es tut so gut. Endlich wieder zu wissen. Zu wissen, wie es sich anfühlt. Draußen sein.

Im Leben. Jetzt nur noch nach vorn.

Das Gefängnis. Mein Gefängnis. Ich habe es geschafft. Bin entkommen.

Aus dem Netz, das ich mir selbst gestrickt hatte. Aus den eigenen Fängen.

Aus meinen eigenen dunklen Gedanken.

Draußen. Mit meinem eigenen Schlüssel befreit.

Vor so langer Zeit verloren geglaubt. Endlich wiedergefunden.

Draußen.

Da sind sie wieder. Die Hände. Kommen aus allen Ecken gekrochen. Erst zögernd. Dann schneller.

Ich laufe weiter.

Für welche ich mich entscheide?

Erst mal für keine.

Erst mal für einen Weg.

Für meinen Weg.

Für mich.

## Şafak Sarıçiçek

WODNEW

PROLOG

„Sie sollen ihren Namen nennen.“

„Anton Wodnew.“

„Wo wurden sie geboren und in welchem Jahr?“, übersetzt die Dolmetscherin.

„St. Nichts-Burg, 1. Oktober 1994.“

„Sprechen Sie mir nach. Hiermit schwöre ich die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu sagen.“

Ich spreche es nach, laut und deutlich.

„Setzen Sie sich.“

Der Richter aus dem Tao-Land blickt mich ernst an. Ich blicke unbeeindruckt zurück.

Sie wollen jetzt selbstverständlich wissen, wie ich, gebürtiger Wodnew aus Groß-Nordland, vor einem Tao-Land-Gericht gelandet bin.

Dazu müssen wir nach St. Nichts-Burg zurück. Und zwar viele Wochen. Wochen, die ich in ihrem Verlauf so nicht erwartet hätte. Nicht in meinen absonderlichsten Träumen. Das ist ganz ernst gemeint: Gestern etwa träumte ich von einem Groß-Nordland-Agenten, der eine Matroschka war und auseinandergezogen wurde und dessen kleinere Imitate beständig Reigen tanzten, mit Trunkenheitsflaschen in der Hand. Nein, was mir die vergangenen Wochen zustieß, ließ meine Träume alt aussehen.

TEIL I

St. Nichts-Burg

Wie schon gesagt, bin ich im immerzu frierenden Osten Groß-Nordlands, in St. Nichts-Burg geboren. Irgendwann muss die staatliche Kartographiebehörde unsere Stadt vergessen haben. Ich stelle mir vor, wie der für unseren Bezirk zuständige Beamte, kurz vor der Verzeichnung meiner Heimatstadt, einen Krampf in der Wade bekommt, der ihn schon ewig plagt und jetzt sein Fass zum Überlaufen bringt. Der gehässige Beamte beschließt, die nächste zu registrierende Stadt zu vergessen. So muss es gewesen sein. Meine Kind-

heit, wie auch meine Jugendjahre verliefen zum größten Teil in diesem blinden Fleck der Weltkarte. In der Umgebung gab es einfach nichts, was für einen jungen Mann wie mich von Interesse gewesen wäre. An der Stadtgrenze sollte stehen: Willkommen in St. Nichts-Burg. Eine famose Lebenszeit im Nichtstun erwartet Sie. Ihre Bürgermeisterin. P.S: Wie haben Sie nur hergefunden? Die Kartographen haben uns verschlafen.

Meine Mutter starb, als ich noch sehr klein war. Darum kann ich mich nicht an sie erinnern. Wie Sie sehen, ist es so eine Sache mit der Erinnerung in St. Nichts-Burg.

Ich weine meiner Mutter nicht nach. Es erfüllt mich nur mit einer ständigen Wut. Früh habe ich verstanden, was die Welt für ein hungriger Ort ist, essen oder gefressen werden, auch wenn Sie das als gebildetes Publikum vielleicht belächeln.

Es ist mir äußerst zuwider, belächelt zu werden.

Dem Lachen entkomme ich zumeist, indem ich mitlache. Nur manchmal gelingt es mir nicht und Entsetzen erfasst mich, weil man mein wahres Abbild sehen könnte.

Sehen Sie, ich habe manchmal kuriose Gedanken.

Und ich habe mich in meinem Inneren schon immer für ein Krokodil gehalten.

Denken Sie jetzt nicht, ich habe den Verstand verloren. Nein, biegen Sie ihre Mundwinkel nicht zu diesem höhnischen Lachen. Ich will mich kurz erklären.

Für mich ist das Krokodil ein Jäger, der zum Gejagten wurde. Ein wahrer Herrscher, den man in Käfige steckte, als Delikatesse verzehrte, zu einer Kinderattraktion verkommen ließ.

Ein König in Fesseln. Ein Prädator, den man fälschlicherweise nach St. Nichts-Burg verschiffte, weil ein Beamter mit einem fiesem Krampf in der Wade zwischenzeitlich wohl in das Ministerium für Zooangelegenheiten gewechselt war und an seiner persönlichen Vendetta gegen St. Nichts-Burg weiter Gefallen fand.

Aber ich schweife ab. Wenden Sie sich nicht fort!

Ich bin mir dessen bewusst, nur eine einfache Putzkraft zu sein. Jawohl, ich stehe dazu die Kloaken und kotverschmierten Toiletten, den von Essensresten fettigen Boden einer Fast-Food Kette St. Nichts-Burgs vertraglich gebunden reinigen zu müssen.

Aber ich bin gebildeter Abschaum. Wissen Sie, in der Vergemeinschaftungszeit Groß-Nordlands bildete man das Proletariat aus und es gab Volksschulen. Ich schweife ab. Jedenfalls hatte mein Vater zuhause Bücher vorrätig. Jack London insbesondere. Aber auch den einen oder anderen Tolstoi und Dostojewskij. Die las mein Vater früher. Der Sergej Wodnew,



Held der Groß-Nordländischen Arbeit. Jetzt Alkoholiker. Jawohl, er ist Alkoholiker. Ein elender Trinker. Ich sag es offen und schreie es ihm auch gerne ins Gesicht. Elendiger ALKOHOLIKER! Zum Kotzen bist du! Zum Kotzen ist diese beschissene Bude! Ich hasse dich. Verdammt.

Es tut mir leid, ich bin zu ablenkbar, zu fahrig.

Eben ist die Staatsanwältin aufgestanden und ich muss sagen, sie ist verdammt attraktiv. Die Toilettenreinigung. Genau. Bei einer Fastfoodkette die es nur in St. Nichts-Burg gibt. Mit drei Filialen. Allesamt weiß, wie der die Stadt unter sich begrabende Schnee. Mit großen rosafarbenen Smileyinstallationen auf dem Dach, die unaufhörlich zwinkern. Und die Reinigung obliegt mir.

Dort nahm es seinen Lauf.

An einem Montag war ich auf dem Weg zu einer Filiale. Der rosa Smiley drehte sich und grinste mir zu. Ich betrat das Gebäude. Ich machte einige Schritte in Richtung Putzkammer. Diese befand sich in der Toilette.

Ein blutverschmierter Mann lag in der Ecke der Filiale am Boden.

Sein Anzug war khakifarben. Die Krawatte mit Flecken, die ungewollt erschienen. Die Kassiererinnen wie auch der einzige weitere Bedienstete des Geschäfts waren nicht zu sehen. Als wäre alles abgesprochen. Es waren keine anderen Leute im Geschäft. Angesichts der fortgeschrittenen Zeit nicht verwunderlich. Die Tür zur Küche schwang dann auf und heraus trat eine mit einer Skimaske verummte Gestalt. Nicht besonders groß, aber außergewöhnlich breit. An der Skimaske hing noch das Verkaufsetikett. Er hielt ein Jagdgewehr in der Hand und richtete es auf mich.

**„Ich putze hier nur.“** sagte ich **unbeholfen, noch nicht ganz begreifend, was hier passiert** war.

**„Dann fange in der Toilette an“**, antwortete mir mein Gegenüber. Seine Stimme klang nach Stimmbandproblemen. Sie raspelte. Er war in einen schweren Pelz eingewickelt und der Saum streifte den verdreckten Boden.

**„Bleib dort. Schließe die Tür und halte deine Klappe. Vielleicht erschieße ich dich dann nicht.“** Ich **nickte und bewegte mich langsam zur Toilette.**

**„Schneller du Scheißhaufen!“**

Ich stürzte durch die Toilettentür und schwer atmend verriegelte ich sie mit meinem Angestellenschlüssel. Es war still. Ich verharrte auf dem Boden und versuchte langsamer zu

atmen. Einen kühlen Kopf zu bewahren. Eisige Nachtluft drang aus einem gekippten Fenster. Ich saß auf dem Boden. Aus irgendeinem Grund dachte ich an den Smiley der über mir und über dem Dach in die Dunkelheit von St. Nichts-Burg zwinkerte.

Inzwischen atmete ich wieder regelmäßig und wischte den kalten Schweiß auf meiner Stirn weg. Eine Tür fiel zu. Das Geräusch drang nur schwer und von fern in meinen Kopf.

Dann sah ich die Schraube. Sie lag unter dem Putzschrank. Ich stand auf und mit dem Aufstehen entwich die Nachtluft aus meinem Kopf. Ein Blick zu dem Lüftungsschacht erhärtete den Verdacht. Mit einem Schraubenzieher aus dem Putzschrank löste ich den metallenen Schutz. Ein lederner Koffer kam zum Vorschein.

Erst traute ich meinen Augen nicht recht, doch meine Instinkte nahmen schnell überhand. Keineswegs war ich zu überrascht gestapelte Groß-Nordland-Rubelbündel vorzufinden.

Meine lebhafteste Phantasie hatte diese Möglichkeit selbstverständlich als erste erdacht. Ich überschlug die Geldbündel grob und kam zu dem Schluss etwa 4 bis 6 Millionen Groß-Nordland-Rubel in der Tasche vor mir zu haben.

Die Tasche steckte ich sofort in den Putzschrank. Schob Waschmittel und Utensilien davor, bis sie verdeckt war. Innerlich dankte ich dem Mann mich in die Toilette eingesperrt zu haben.

In dem Moment war er für mich ein Botschafter der höheren Vorhersehung. Schicksal, wenn man so will. Die Rettungsleine aus der nicht existenten Stadt.

Was ich mir dabei gedacht habe, als ich die Tasche einsperrte, um sie später mit zu nehmen?

Gar nichts Besonderes. Es war die natürlichste Handlung, die es für mich geben konnte. Kein Unterschied dazu, seine Notdurft zu verrichten.

Der Pelzmann hatte die Tasche im Lüftungsschacht nicht gefunden, sonst hätte er mich nicht in die Toilette beordert. Der wahrscheinliche Inhaber war tot, mit einer Kugel in seinem Kopf. Die Polizei würde frühestens am nächsten Morgen oder vielleicht auch niemals da sein. Die Autowege waren verschneit, die Filiale etwas außerhalb von der Stadt und es eilte nicht.

Ich war arm. Mein Leben bisher ziemlich sinnlos und die Tasche bedeutet ungeahnte Träume, die wahr werden könnten. Einfache Mathematik.

Bei meinem Weg aus dem Fast-Food Laden heraus fiel mein Blick auf die Leiche in der Blutlache. Das Gesicht des Toten war merkwürdig verzerrt und wirkte ein wenig zufrieden.

Der Urheber dieses Ausdrucks war nirgends zu sehen. Leise stahl ich mich davon. Schloss vorher die Tür ab und zog die Rollläden herunter.

Ich habe Recht. Als ich spätabends zurückkomme, ist die Szene unverändert. Das Blut in dem der Typ liegt, ist zäher geworden. Die Tasche befindet sich noch immer im Putzschrank. Erleichtert atme ich auf.

Den Abend bis zum Sonnenaufgang verbringe ich am Bahnhof. Niemand ist da. Es fahren zwar Züge in die Stadt und auch welche raus, aber vollkommen ohne Plan. Sie werden von Privaten betrieben, nach dem Prinzip des organisierten Chaos. Wer Kohle hat, kommt raus. Rein kommt man nur aus Versehen oder weil man in St. Nichts– Burg geboren wird.

Ich nutze die Zeit zum Überlegen. Was ich bestimmt weiß ist, dass ich hier weg muss. Nicht nur, dass ich Verdächtiger einer Straftat bin. Ich habe auch selber mit meinem Leben in Groß-Nordland abgeschlossen.

Etwas, ein messerscharfer Gedanke durchtrennt alles was mich hier noch festhalten könnte. ICH MUSS WEG.

Aber wohin? Ich blicke um mich und hoffe auf eine Eingebung von irgendwo her.

Lasse meine Blicke über die Geschäftsschilder schweifen. WÄSCHE steht da auf Groß-Nordländisch, RESTAURANT in neonfarbenen Buchstaben, dann wandere ich noch einmal mit meinen Augen umher. Und an zwei Wörtern bleibe ich hängen. Völlig aus dem Zusammenhang gerissen. FREE und SHOP.

FREE SHOP denke ich, Free Shop. Wieso Free Shop? Das scheint keinen Sinn zu ergeben. Und wieder fühle ich mich ferngesteuert, eine höhere Macht bedient sich meines neuronalen Schaltwerkes, meiner Synapsen, der Transmitter in meinem Gehirn.

Die Puzzleteile fallen zusammen: FREE SHOP. Eine Kindheitserinnerung.

Ich war neun und in einer Kneipe. Mein Vater. Er trinkt. Mit seinen Freunden. Tosendes Gelächter, debiles Stammtischlachen.

Er erzählt einen Witz. Sein Gesicht ist puterrot und Schweiß rinnt seine Stirn herunter.

„Und damals im Grenzland!“, schreit er. „Damals war noch alles gut. Zur Zeit des Groß-Gemeinschaftlichen Paktes.“ Die gesichtslosen Masken der eingeschworenen Trinkrunde nicken einhellig zustimmend. „Damals“, fährt er fort, „gab es die Free Shops. Wisst ihr noch? Da gab es den guten Kram. Das Zeugs das man wirklich brauchte, aha haha!“

„Verdammt, ja!“, schreit ihm einer von der gesichtslosen, in den Schatten liegenden, Menschen zu und schlägt auf den Tisch.

Er heißt Kolja, fällt mir in diesem Wachtraum plötzlich dazu ein.

„Haushaltsgegenstände, gute Zigaretten, Schnaps vom feinsten, Whiskey... Jawohl, die Free Shops.“

Mein Vater hebt drohend die Hand.

„Still! Aber...“, erhebt er seine donnernde Stimme, „wir konnten da ja gar nicht hin. Das haben ja die Politbüros so geregelt.“ Einhelliges Nicken.

„Nein. Dazu brauchten wir andere. Andere vom Groß-Gemeinschaftlichen Pakt. Die durften das.“

Eine Kunstpause. „Dazu nutzen wir die Tao-Länder! Hohoho, jawohl. Die Exoten waren dazu gut zu gebrauchen. Nicht? Hohoho. Von denen hatten wir ja reichlich Arbeitskräfte.“ Alle stimmen in sein Gelächter ein. „Genau, hohoho, die ham das für uns gemacht.“ Das Gelächter verebbt langsam.

Mein Vater wird leiser, die biergetränkte Mannhaftigkeit schwankt: „Aber die ließen sich nicht an der Nase rumführen, nicht? Nee. Die waren geschäftstüchtig. Machten aus der Sache ein Geschäft, die Schlitzohren. Und wir waren dann die Dummen.“ Er schweigt. Plötzlich brechen alle in ein wohlwollendes Gelächter aus. Er stimmt ein: „Hohoho“. Die Erinnerung stürzt wie ein kaputtes Gebäude zusammen.

Zwei Scheinwerfer scheinen in die Gegenwart, ein Zugzielanzeiger verkündet:

TAO-LAND.

Ich steige ein.

Lea Weiß

## ANGEWOHNHEITEN EINES CLOWNS

Zum Frühstück isst er Schokolade.

Das ist der Vorteil am Erwachsensein, denkt er und bricht ein Stück aus der Tafel. Sein tägliches Ritual am Morgen: Mit dem ersten Vogelzwitschern erlaubt er sich aufzustehen und eine der rot verpackten, billigen Tafeln aus dem Küchenschrank zu nehmen, die Glastür zum kleinen, immer schattigen Balkon zu öffnen und sich mit einem leisen Seufzen zu setzen, das er sich angewöhnt und in den immer gleichen Ablauf integriert hat.

Die frühe Luft und das Vogelzwitschern, das Aufreißen der Silberfolie mit morgenfrischen Händen schmecken fast besser als die Schokolade selbst. Die Schokolade am Morgen ist Belohnung dafür, noch zwei Stunden im Bett gelegen zu haben. Er kann nichts dagegen tun: Jede Nacht wacht er pünktlich zwischen drei und vier Uhr auf und weiß nichts mit sich anzufangen.

Und wenn man morgens um vier Uhr Handstand übt und der Handstand aufgrund der frühen Stunde ein wenig wacklig gerät, man also häufig droht umzufallen und es dann auch hin und wieder tut, dumpf polternd, kann es vorkommen, dass sich Nachbarn beschweren. Die bösen Blicke auf dem Flur hat er nicht sofort deuten können – den unerfreulichen Besuch ein wenig später sehr wohl. Er wohnt noch nicht lange im Mietshaus, und weil er bisher herumgereist und an mondbeschiedenen Buchten und allerhand weniger romantischen Orten gezeltet hatte, war das neu.

So streifen seine Gedanken, während er die Schokolade mit einem Knacken bricht und im Mund hin und herschiebt, bis sie sich aufgelöst hat. Er braucht lange dafür und manchmal fröstelt es ihn und er zieht den alten Bademantel enger und bewegt die kalten Zehen im einzigen sonnigen Fleck auf dem Balkon. Er hat den Gartenstuhl danach ausgerichtet.

Jeden Freitag geht er den Weg durch braungraue Gassen, auf graumeliertem Kopfsteinpflaster zum Einkaufen in einen kleinen, heruntergewirtschafteten Supermarkt, dort kauft er seine wöchentliche Ration Schokolade und einige andere Dinge, Milch zum Beispiel, Brot, Käse und so weiter. Wie etwas Heiliges empfängt er das Lächeln der Kassiererin. Heute allerdings ist Dienstag und er könnte schon wieder ein Lächeln vertragen. Stattdessen wird Tabak hervorgekramt, borstig und scharf, und die süße Schokolade passt gut dazu.

Auf der anderen Straßenseite steht ein längliches Backsteinhaus mit vielen Fenstern, hinter denen auch irgendwann Licht angeht. Manchmal steht der Mann direkt gegenüber erst

dann auf, wenn er schon fast mit der Tafel fertig ist, doch heute ist der Mann schon wach, obwohl er gerade die Hälfte gegessen hat. Licht an, Rollläden hoch, einmal gähnen und ab in die Dusche. Dass geduscht wird erkennt er daran, wenn das kleinere Fenster beschlägt und später gekippt wird.

Er sieht den Menschen aus dem Backsteinhaus gern zu. Da ist auch eine junge Frau, die immer erst gegen zehn Uhr aufsteht und ständig ein weißes Hemd auf der Fensterbank trocknet. Oder die alte Dame – doch dieses Schauspiel ist nicht täglich zu bewundern – die voller Sorgfalt die leeren Blumentöpfe vor ihrem Fenster gießt, sodass das Wasser erst an der Wand hinunterläuft und dann auf der Fensterbank der Frau landet. Vermutlich trocknet das Hemd deshalb niemals ganz.

Langsam erwacht die Straße zum Leben, Qualm steigt aus den Schornsteinen und ein Radio ist zu laut eingestellt. Ein weiteres Stück Schokolade zerschmilzt.

Irgendwann erscheint sogar die junge Frau im Fenster, eigentlich fast noch ein Mädchen, und sein Blick ruht auf ihrer Gestalt, weiche Linien und goldblondes, zerzaustes Haar wie Federn. Sie streckt ihre weiße Hand zögernd in den Morgen, prüft das Hemd, stützt sich dann ganz kurz auf die Fensterbank, das runde Gesicht von der Sonne gleißend hell. Dann kneift sie die Augen zusammen und gähnt. Dass sie aufgestanden ist zeigt ihm, dass es mit der Schokolade langsam zu Ende gehen muss, und er bricht weitere Stücke, lauscht dem Knistern, und betrachtet die eigenen Hände.

Lang und blass liegen sie vor ihm und er erinnert sich an seinen Vater, dem diese Hände nie stark genug waren. Wenn Vater wüsste, dass er Schokolade zum Frühstück isst.

Nun ist es Zeit, aus dem Silberpapier einen Kranich zu falten und sich einen Ort zu überlegen. Den Kranich kann er falten, ohne hinzusehen, und jeden Tag sieht er sich lächelnd den silbrigen Vogel an, wenn er damit fertig ist.

Mit einer Nadel kann man einen Bindfaden durch das dünne Papier ziehen und den Kranich aufhängen, ein paar hängen von der Decke in seinem Schlafzimmer, ein paar sitzen im Bücherregal, gleich neben den rumänischen Märchen, und manchmal findet er morgens einen in seinem Schuh und wundert sich. Er setzt den Kranich in einen Blumentopf, in den einzig sonnigen Fleck.

Dann tippt er ihn ein letztes Mal zärtlich mit dem Zeigefinger an, dreht sich um und geht zurück in seine Wohnung. Eine halbe Stunde Jonglieren, zum Aufwärmen mit fünf, dann mit sieben Bällen. Früchtetee. Kopfstand, Handstand, Brücke. Dann auf Händen einmal

durch die ganze Wohnung und aufpassen, mit den Zehen nicht die Kraniche von der Decke zu reißen. Vor dem Spiegel ist er Charlie Chaplin. Den kennen die Leute.

Im Bad blüht schwarzer Schimmel. Er ist deshalb nicht gern im Bad. Das Bad ist auch sein Zwischen-Ort, in einer Schublade lagert die Theaterschminke. Es gibt auch einen seltsamen, gräulichen Fleck an der Wand, da hat er versucht, den Schimmel zu über-schminken.

Mit einem Schwämmchen malt er das Gesicht ganz weiß, auch die Augenlider und Lippen. Im schlechten Badezimmerlicht leuchtet die Schminke fahl. Die Augenbrauen werden schwarz. Im schwarzen Anzug, den Hut in der einen und den Koffer in der anderen Hand geht er durchs Treppenhaus und übt sein geöltes, elastisches Lächeln.

Eine Sache ist erstaunlich, er trifft nie jemanden im Treppenhaus. Er geht mittags aus dem Haus und kommt am Abend zurück und noch nie ist er so einem Nachbarn begegnet: geschminkt und mit Anzug und Hut. Draußen begrüßt ihn die Sonne und das Verkehrs-rauschen. Hier ist das Leben geschäftig und lichteht. An der Ampel stehen und in die Sonne blinzeln. Bei grün ahmt er das Ampelmännchen nach und jemand lacht. Die Innen-stadt ist sein Ziel, aber er ist nicht in Eile.

Der Weg ist wie ein Warmlaufen vor dem Wettkampf, er grüßt Passanten, verbeugt sich, stolpert hie und da über die eigenen Füße, pfeift eine Melodie in Moll und jongliert sogar mit drei Bällen. Auf dem Marktplatz angekommen grüßt er den Bäcker und die Gemüse-frau in nächster Nähe, klappt dann den mit schwarzem Leinen bezogenen und schon et-was abgewetzten Koffer auf. Den Inhalt hat er über Jahre zusammengestellt und perfektio-niert. Nun wird zuerst das weiße Tuch auf dem Pflaster ausgelegt, vielleicht zwei mal zwei Meter weißes Leinen, und an den Ecken mit Kieselsteinen beschwert. Dann packt er die Jonglierbälle und -keulen aus, das Kartenspiel und seine winzige Geige und beginnt.

Es ist jedes Mal ein Zerfließen in den Menschen, in seinem schwarz-weißen Körper und dem Klingen von Münzen im Hut. Er ist ein Pantomime, doch die Leute bevorzugen Clown. Er spielt für die Leute, also soll es ihm recht sein. Er kann sich wie ein Zirkustier benehmen und Kunststückchen machen, Handstand, Jonglage und ein paar abgeschaute Chaplin-Nummern. Er kann in unsichtbaren Glaskästen gefangen sein, imaginäre Treppen hinunterlaufen und rennen, ohne sich vom Fleck zu rühren. Die Kinder lachen und er streut ein wenig Konfetti und Feenstaub.

Doch seine liebsten Momente sind andere. Es sind auch die Momente mit weniger Zuschauern, doch wenn er in ihre Gesichter schaut, dann findet er Staunen und Begreifen und ein kaum wahrnehmbares Lächeln. Die Kraniche rufen das hervor, oder sein Geigen-

spiel. Beides Nummern, die er in langen Sommernächten vor dem Spiegel überlegt und einstudiert hat, jede Bewegung eine Verdichtung von allem, was in ihm ist.

Nach diesen Nummern ist er erschöpft, es muss ja alles stimmen, jedes Zucken im Mundwinkel und jede Regung seiner langen, weißen Finger. Nach diesen Nummern sitzt er mit müden und zufriedenen Augen auf dem weißen Tuch und trinkt Wasser aus einer Plastikflasche.

Wenn er abends den Rückweg antritt, dann ist das Vogelzwitschern fort und eine Schwere an ihm, die nicht nur mit dem vielen Kleingeld zusammenhängt, das er in einem Säckchen in seinem Koffer verstaut hat. Er weiß, dass er die Treppen hinaufsteigen wird, ohne gesehen zu werden, und dass nur die Kraniche ihn begrüßen, indem sie sich im Luftzug drehen. Und sein Blick wird sich an kleinen Rissen und Sprüngen in der Welt entlanghangeln, abgebröckelter Putz oder zertretenes Kaugummi.

Vielleicht geht er jeden Abend an einem blonden Mädchen mit hellem, runden Gesicht vorbei, das sich über den jungen Mann mit dem weiß geschminkten Gesicht wundert, über seine blassblauen Augen, die sie bloß streifen und nicht sehen, und niemals ihren zaghaften Gruß erwidern.

Er wird die Treppenstufen hinaufsteigen und wirklich niemanden treffen und Zuhause eine Flasche Rotwein öffnen, sich mit seinen Kranichen und den widerspenstigen Zigaretten auf den Balkon setzen, die Schuhe abstreifen und aus einem plötzlichen Impuls heraus auch noch eine weitere Tafel Schokolade zu Abend essen. Sich daran erinnern, irgendwo gelesen zu haben, dass Schokolade dieselben Glücksgefühle auslösen kann wie eine Umarmung.



Viola Rosa Semper

FRAU BERGENSEN

Pünktlich um 6 Uhr 30 läutete Frau Bergensens Wecker. Müde drehte sie sich auf die andere Seite. Schon seit einigen Minuten hatten ihre Augen die Dunkelheit vor dem Fenster fixiert. Wie jeden Morgen schmerzten die Knie, der Rücken, die Hüfte – alle ihre alten Knochen.

Kaum war das Licht der Nachttischlampe an, erschrak Frau Bergensen beim Anblick ihrer Arme. Wieder hatte sie in der Nacht gekämpft – mit einem Monster aus einem nun fern scheinenden Traum. Blaue Flecken logen nicht, auch wenn sie so einfach kamen und oft für Tage blieben. Diesen Alterungserscheinungen zum Trotz spannte sich Frau Bergensens Haut annähernd faltenlos über die müden Knochen ihres Arms. Jeden Morgen war es eine Erleichterung zu sehen, dass sie nicht zerbröseln waren unter dem eigenen Gewicht – denn so fühlte es sich abends an, wenn die alte Frau zu Bett ging, sich im Geiste vorbereitete für den Kampf, der unweigerlich folgen würde.

Frau Bergensen stand auf, wackelte ein bisschen. Der Wind, der durch das gekippten Fenster in das Schlafzimmer drang, war eisig. Im Haus benützte sie nach wie vor den alten Gehstock, den ihr verstorbener Ehemann eigens für sie handgeschnitzt hatte. Er lag sanft in ihren dünnen Fingern, schenkte ihr Kraft für die ersten Schritte des Tages, erinnerte sie an die schönen Seiten ihrer Ehe.

Im Bad angekommen genoss Frau Bergensen die wohlige Wärme, die der Heizstrahler abgab. Aus dem Spiegel heraus musterten sie graue Augen, umgeben von unzählbaren Falten im Gesicht – so viele mehr, so viel tiefer als am Rest ihrer sonst straffen Haut. In einem schwarzen Haarnetz versteckte Frau Bergensen ihre Haare, die noch immer dicht und voll waren.

Die Frau presste ihren gebrechlichen Körper in ein schlammgrünes, dickes Wollkleid. Über ihre Füße zog sie mit Fell gefütterte Stiefel, die fast so alt waren wie sie selbst und unzählige Male beim Schuster geflickt worden waren. Frau Bergensen selbst besuchte nie eine Arztpraxis.

Die dritten Zähne ließ Frau Bergensen zurück – niemand würde sie ansprechen. Die wenigen Menschen auf der Straße kannten die Frau und begnügten sich gerne mit einem Winken, einem Zwinkern, einem Nicken zur Begrüßung.

Das Haus verließ sie mit ihrem Rollator. Der Weg zum Bus unter dem orangefarbenen Laternenlicht, zwischen den ersten Blüten der Kirschbäume, war weiter als ihre müden

Beine sie ohne Hilfe tragen konnten. Immer wieder war es eine Niederlage, dass sie den Rollator tatsächlich brauchte. Abhängig sein von einem Gerät – es schmerzte tiefer noch, als die wunden Knochen saßen.

Der Busfahrer nickte ihr lächelnd zu, als sie einstieg. Er war wohl einige Jahre jünger und sie in seinen Augen nicht mehr als eine alte Frau, aber dennoch trieb sein verschmitztes Grinsen ihr die Röte in die runzeligen Wangen. Ihr Gesicht war immer ungeschminkt – der freundliche, grauhaarige Busfahrer mit den buschigen Augenbrauen reichte, um Frau Bergensens Wangen die frische Farbe eines jungen Mädchens zu verleihen.

„Ach, das waren noch Zeiten, als sich die Männer darum bemühten, einen Blick auf meinen jungen Körper zu stehlen“, dachte Frau Bergensen, kicherte in sich hinein. Unter ihren Kleidern war sie nackt – Unterwäsche war etwas für die neuen Generationen, die sich zierten sich so zu zeigen, wie Gott uns alle geschaffen hat.

Am Morgen teilte sie den Bus nur mit dem Fahrer. Es war wundervolle Stille. Keiner sonst fuhr so früh aus der Stadt hinaus.

Beim Aussteigen versuchte Frau Bergensen – wie jeden Morgen – den Rollator elegant aus dem Bus zu befördern, um dem attraktiven Busfahrer zu demonstrieren, dass sie durchaus in der Lage war, ohne Hilfe auszusteigen. So manches Mal schenkte er ihr ein weiteres Lächeln, ab und an zwinkerte er ihr sogar zu.

Kurz darauf füllte bereits die kühle Seeluft Frau Bergensens Lungen. Der Busfahrer war augenblicklich vergessen. Ihr Herz gehörte ja eigentlich doch nur einem einzigen Verehrer. Um diese Jahreszeit dauerte es nicht mehr lange, bis die erste Morgenröte auf den weißen Schaumkronen der Wellen tanzte. Es war die schönste Zeit des Jahres für Alva Bergensens täglichen Ausflug ans Meer.

In der Einsamkeit der Dämmerung ließ sie den dicken Mantel fallen, zog das schlammgrüne Kleid über den Kopf. Die braunen Winterstiefel blieben ebenso am Sandstrand zurück. Mit dem Rollator fixierte sie die Kleidung, damit sie der aufbrausende Wind nicht nehmen würde. Über kleine Sandhügel stolperte sie ganz auf sich alleine gestellt. Weit war es nicht, doch es schien jeden Tag ferner.

Das dunkle Wasser erwartete die Frau bereits, so als wolle es sagen: „Was hat heute so lange gedauert?“. Die kalten Wellen liebkosten ihre spitzen Knöchel, umschmeichelten ihre schmerzenden Knie.

Der zaghafte, erste Schwimmzug im Ozean war Alvas Art, sich zu entschuldigen, während jeder ihrer Muskeln anfang zu zittern.

„Hast wohl wieder mit dem Busfahrer geflirtet?“, fragte das Meer eifersüchtig, als wolle es für immer ihr einziger Liebhaber bleiben. Ach, wie hatte die Brandung damals gelacht, als Herr Bergensen verstorben war. „Jetzt bist du wieder frei“, hatten die Schaumkronen geflüstert und damit die Trauer von ihrem Herzen gelöst.

Alva Bergensen ließ sich vom Gerede der Wellen nicht beirren. Sie kannte ihre eigenen Gedanken – das Unterbewusstsein, das hier mit ihr sprach, als wäre es ein alter Freund, ein vergessener Seelenverwandter, ein einsamer Partner. Nirgends waren die Worte, die Gefühle so eindeutig, so einfach wie zwischen den sanften Wogen des Meers.

Alva schwamm hinaus, weit hinaus. Immer kräftiger spannten sich ihre Muskeln, die die brüchigen Knochen umhüllten. Die Kälte straffte ihre Haut.

Je länger sie schwamm, umso mehr verschwand das Prickeln der Kälte hinter einem Schleier der Freude. Dann trat die tägliche Wirkung ein: die Magie, die sie jede Nacht den Kampf gegen den Tod gewinnen ließ, der Zauber, für den sie weiter lebte, allen Prognosen und Statistiken zum Trotz, die Lebensfreude, die ihr niemand nehmen konnte.

Die Schwerelosigkeit im Meer vertrieb jegliche Angst. Ihre Knochen schienen zu heilen, ihre wunden Stellen schmerzten nicht mehr. Weder Hüfte noch Knie, nichts plagte sie in ihren ganz persönlichen Momente, den Augenblicken mit ihrem Geliebten.

Mit der Sonne im Rücken stieg Alva Bergensen schließlich aus den Wellen – als wäre sie die Göttin Venus, geboren aus dem Kuss zwischen Sonne und Meer, die sich am Horizont trafen. Für diesen einen Augenblick jeden Morgen war die alte Frau wieder jung, schön, schmerzfrei und das Wichtigste von allem übergücklich.

Dann kam der beschwerliche Marsch am Strand zurück. Während Alva ihr Kleid über den nassen Körper zog, der warme Mantel und ihre Stiefel ihr Wärme zurückgaben, wurde sie wieder alt. In den wenigen Minuten am Strand, vergingen viele Jahre, Jahrzehnte – beinahe ein ganzes Jahrhundert.

Dennoch trug Alva ein Lächeln auf den Lippen, als wäre sie eine Prinzessin in ihrem eigenen Palast. Mit Eleganz hielt sie sich an ihrem Rollator fest, wankte graziös zurück zur Bushaltestelle – der Stolz leuchtete aus ihren Augen.

Das Meer hatte Frau Bergensen für einen weiteren Tag gerüstet. Sie wusste, es würde ein guter Tag werden – das hatten ihr die Wellen ins Ohr geflüstert.

## BIOGRAFIEN

Anna-Lena Brandt

Hüllhorst, geb. 17.7.1993

08/2010 – 07/2013 Berufskolleg Lübbecke, Höhere Handelsschule, Abschluss Fachabitur  
(Fachhochschulreife)

09/2013 – 07/2015 Berufskolleg Lübbecke, Wirtschaftsgymnasium, Abschluss Allgemeine  
Hochschulreife

08/2015 – 07/2018 CosMed GmbH & Co.KG, Ausbildung zur Industriekauffrau

Praktika 11/2008 Buchhandlung Hüllhorst

06/2015 Realschule Bünde

Interessen Schreiben, Theater, lesen, reisen, am Computer arbeiten

Andrea Friedel

Stuttgart, geb. 12.4.1995

Im Frühjahr 2014 habe ich mein Abitur beendet, im Herbst 2014 habe ich angefangen  
Literaturwissenschaft an der Universität Stuttgart zu studieren.

Das Schreiben eigener Geschichten verfolgt mich schon, seit ich denken kann: So habe ich  
mit acht Jahren meinen ersten, sehr durchschaubaren und heiteren Gruselroman auf vier  
Diddl-Schreibblöcken verfasst (ein makabrer Abklatsch der damaligen Fear Street Reihe  
von R.L. Stine), so durfte ich, sieben Jahre später, zum ersten Mal zwei Kurzgeschichten  
bei Rowohlt veröffentlichen.

Neben dem Schreiben von Gedichten und Kurzgeschichten konzentrierte ich mich derzeit  
auf zwei größere Schreibprojekte. Zum einen auf das Romanprojekt „Warten auf“, ebenso  
überarbeite ich momentan mein erstes, abgeschlossenes Jugendbuch „Die Stummen“. Es  
liegt darüber hinaus noch ein drittes Projekt „Der Mann im Flur“ in der Schublade, das  
derzeit jedoch eher vor sich hindümpelt: Manchmal muss man dann ja doch noch  
studieren und arbeiten gehen.

Bisherige Veröffentlichungen/Wettbewerbe

2010 Veröffentlichung in der Anthologie „Die ultimativen Tipps zur Vorweihnachtszeit“  
(Hg. Hortense Ullrich)

Texte: „Weihnachtliche Glücksgeschenke“, „Herzblatt gesucht“

2013 1. Platz beim Care-Schreibwettbewerb „Nur noch kurz die Welt retten“

- Jury: Cornelia Funke  
**Veröffentlichung:** Care Affair #7, Text: „Vaters Kleber“
- 2013 3. Platz beim Jugend-Lyrik Wettbewerb Stuttgart  
 Veröffentlichung auf der Website: <http://www.stuttgart.de/item/show/506871>  
**Gedicht:** „Tier der Traurigkeit“
- 2014 1. Platz beim Care-Schreibwettbewerb „Was macht Dich reich“  
 Jury: Kerstin Gier  
**Veröffentlichung:** Care Affair #8, Text: „Johan und ich und der alte Herr Zug“
- 2014 3. Platz beim Jugend-Lyrik Wettbewerb Stuttgart  
 Veröffentlichung auf der Website: <http://www.stuttgart.de/item/show/539832>  
**Gedicht:** „Damals im Oktober“, „Liebes Weltall“
- 2015 Shortlist des write & read Nachwuchspreises  
**Text:** „Die Stummen“ (Auszug)

Jasmin Maxwell

Wuppertal, geb. 21.6.1990

Seit 09/2013 Redakteurin beim Evangelischen Pressedienst (epd) in Düsseldorf

09/ 2011 – 08/2012 Volontariat in der Zentralredaktion des Evangelischen Pressedienstes (epd) in Frankfurt

10/2006 – 03/2014 Freie Mitarbeit bei der „Rheinischen Post“, Lokalredaktionen Ratingen und Düsseldorf

2009 – 2014 Bachelor-Studium der Journalistik an der TU Dortmund

2000 – 2009 Heinrich-Heine-Gymnasium Mettmann

Seit 10/ 2014 ehrenamtliche Mitarbeit am Gutenachtbus Düsseldorf für obdachlose und bedürftige Menschen.

Hobbys Schreiben, Lesen, Sport

### **Şafak Sarıçiçek**

Heidelberg, geb. 1992 in Istanbul

Abitur an der Deutschen Schule Istanbul, studiert Rechtswissenschaften in Heidelberg, Auslandsjahr in Kopenhagen.

Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften. Er hat die Literaturgruppierung echolot.heidelberg mitbegründet und ist Redakteur der Law Review Studentische Zeit-

schrift für Rechtswissenschaft (StudZR). Sein Lyrikdebüt „Spurensuche“ ist Anfang 2017 im elif Verlag erschienen.

Schreibwettbewerb der Deutschen Schule Istanbul 2009 / 2010 – 2. & 3. Platz

Preisträger zum Schreibwettbewerb für die IGA Berlin 2017 „Oasen der Großstadt“, Kategorie Lyrik, Altersgruppe 20 – 29-Jährige

Förderung des Projekts „Lyrik To Go“ der mitbegründeten Literaturgruppe „echolot“ durch die Stadt Heidelberg

Auswahl für das Lit. Fest Stuttgart 2016

Viola Rosa Semper

Horn (Österreich), geb. 6.10.1996

2015/2016 Belegerin an der UNI für Angewandte Kunst (Bereich Sprachkunst)

2013/2014 Meteorologie-Studium an der Universität in Wien

2013 Matura mit Auszeichnung am BG Horn

2010 – 2012 Schreibakademie Standort Horn

2009 – 2012 Diverse Kurse für (Hoch)begabte SchülerInnen

Seit 04/2017 Selbstständige Schriftstellerin und Texterin

Seit 12/2016 Texterin auf content.de

08/2014-07/2016 Praktika Institut für Meteorologie und Geodynamik der UNI Wien

02/2014, 02/2015 Kursleiterin „Meteorologie und Klimatologie“ im Talentzentrum

und 02/2016 Schloss Drosendorf

08/2013 / 09/2013 Praktikum am Institute of Science and Technology (Abteilung: Executive Office und Communications)

Seit 02/2011 Freie Mitarbeiterin bei den Bezirksblättern Horn

Seit Oktober 2016 Englischer Reiseblog auf violas-travelblog.blogspot.com

Seit August 2016 Reiseblog auf violas-reiseblog.blogspot.com

Seit Januar 2016 Unterhaltungsliteratur auf viola.semper.at

04/2012 3. Platz beim Landesjugendredewettbewerb in der Kategorie „Spontanrede“

Bisherige Veröffentlichungen

Januar 2017 „Schmetterlingsjagd im Käferauto“ als Gastautorin auf cluewriting.de

- März 2017 „Der Dschinn, der an den Klippen wohnte“ in der Anthologie „Heroisch“ (WIRmachenDRUCK GmbH)
- Dez. 2016 „Tagträume“ im Lyrikband „Mo(nu)mente“ (Sperling-Verlag)
- Nov. 2016 „Die Geburt der Venus“ in der Anthologie „Mein Herz am Meer“ (Elbverlag)
- Juli 2016 „Durch den Nebel“ im Lyrikband „Neue Wege“ (Sperling-Verlag)
- Mai 2016 „Kurz oder Von Igel, die zu Fröschen werden“ in der Anthologie „Kurz-Literatur in kleinen Happen“ (Verlag 3.o Zsolt Majsai)
- Dez. 2015 „Das nächste Jahr“ im Lyrikband „ZeitLos“ (Sperling-Verlag)
- Nov. 2015 „Na Mahlzeit“ in der Anthologie „Von raffinierten Kochkünsten: Erzählungen und Gedichte über erlesene Speisen“ (Books On Demand)
- Okt. 2015 „Das alte Fotoalbum“ in der Anthologie „Vergänglich wie Stein. 1. PERGamenta Literaturpreis“, (Literaturkreis PromOtheus)
- Aug. 2011 Der Fremde (Books On Demand)

Nele Sichel

Braunschweig, geb. 12.5.1990

Nele Sichel war früh begeistert vom Reden, später vom Schreiben. Ihre Vorliebe für Sprache brachte sie dazu, sich im Laufe der Zeit in verschiedene Richtungen des Schreibens auszuprobieren, darunter Gedichte, Kurzgeschichten und weniger kurze Geschichten, Journalismus und Poetry Slam. Inzwischen veröffentlicht sie ihre Texte regelmäßig in Anthologien und Zeitschriften, immer auf der Suche nach neuen Herausforderungen.

Bisherige Veröffentlichungen

Kurzgeschichte „Billy O'Mally begegnet einer Bestie“ in: „The U-Files: Die Einhorn Akten“, Hrsg.: Sandra Florean, Talawah Verlag, 2017

Kurzgeschichte „Leila“ in: „IF #5: Magazin für angew. Fantastik“, Whitetrain Verlag, 2017

Kurzgeschichte „Getäuscht“ in: Winterstern, Hrsg. C.M. Spoerri, Sternensand Verlag, 2017

Kurzgeschichte „Wände“ in: Weltentor: Science Fiction“, NOEL-Verlag, 2016

Kurzgeschichte „Liebe“ in: „Weltentor: Fantasy“, NOEL-Verlag, 2016

Kurzgeschichte „Die blaue Pille wählen“ in: „Haller 12 – Das Staunen der Welt. Visionen“, Hrsg.: Corinna Griesbach, p.machinery Verlag, 2016

Kurzgeschichte „Vom Himmel hoch“ in: Weltentor: Science Fiction, NOEL-Verlag, 2015

Weitere Informationen unter: [www.perpetuum-narrabile.de](http://www.perpetuum-narrabile.de)

Meret Unruh

Göttingen, geb. 16.5.1997

2006 Umzug nach Heikendorf an die Kieler Förde

2007-2016 Heinrich-Heine-Schule Heikendorf, Abitur (Note: 1,0)

Seit 2016 Jurastudium an der Georg-August-Universität Göttingen

Seit 2007 Geigen- und Klavierunterricht bei Lena und Ilja Dobruschkin

2009 **selbstgeschriebenes Klassenmusical „Respect“**

2013 musikalische Gestaltung einer Lesung der Briefe des Ehepaars Moltke

2015 **„Leonce und Lena“, Leitung Gunter Hagelberg und Ralf Lentschat**

2016 Text und Komposition zur Abschiedsrevue des ästhetischen Profils

Seit 2016 Studentenorchester Blaue Sänger u. Kantorei Sankt Jacobi Göttingen

2013 – 2016 Schreib-AG an der Heinrich-Heine-Schule, Leitung Christopher Ecker

2014/2015 Schreibworkshops, Leitung Christopher Ecker und Arne Rautenberg

2016 Preisträgerin des Bundeswettbewerbs Treffen junger Autoren

Lesen, Diskutieren, Nachdenken, Tanzen, Lernen und Kennenlernen, Spaziergehen am liebsten abends und bei Sturm am Meer

Lea Weiß

Bonn, geb. 1997

Ich heiße Lea Weiß, bin neunzehn Jahre alt und Studentin. In Köln studiere ich an einer kleinen Hochschule Nachhaltiges Design, das bedeutet sich ökologischen und sozialen Fragen aus dem Blickwinkel eines Gestalters zu widmen. In meiner Freizeit spiele ich Gitarre, klettere und beschäftige mich natürlich mit Büchern! Seit meiner Kindheit liebe ich Geschichten und das Lesen und was mit Astrid Lindgren, Cornelia Funke und Michael Ende begann ist nun zu einem großen Interesse an Literatur geworden, und Autoren wie Stefan Zweig und Heinrich Böll lese ich ebenso gern wie gute Jugendbücher und zeitgenössische Romane.

Mich faszinieren die kleinen, versteckten Momente und als Kind habe ich mir häufig Geschichten ausgedacht und manchmal auch aufgeschrieben, so richtig begann das mit dem Schreiben aber erst vor drei Jahren, als ich anfing, längere Geschichten zu planen (und wieder zu verwerfen) und schließlich auch zu schreiben. Es wäre schön, irgendwann



in Zukunft ein eigenes, im Verlag erschienenenes Buch in den Händen halten zu können. Die Teilnahme am HALTlose PROSA-Wettbewerb ist eine erste Möglichkeit, professionelles Feedback zu erhalten und sich mit anderen auszutauschen, die ich gern wahrnehme. Bisher habe ich weder an einem Literaturwettbewerb teilgenommen, noch etwas veröffentlicht.

## IMPRESSUM

Sämtliche Texte sind Originalbeiträge.

© bei den Herausgebern / Veranstaltern und den Autoren.

Ascheberg 2017

Veranstalter



ASCHEBERG MARKETING E.V.  
ASCHEBERG · HERBERN · DAVENSBERG

Katharinenplatz 1, 59387 Ascheberg  
Tel. 02593 63 24



Fürstenbergstraße 14, 48147 Münster  
Tel. 0251 591 32 14

HALTlose PROSA wurde ermöglicht durch:

Inge und Wolfgang Tietze-Stiftung

**Ministerium für  
Kultur und Wissenschaft  
des Landes Nordrhein-Westfalen**



In Kooperation mit: Gemeinde Ascheberg, Kunst- und Kulturverein Ascheberg, Davensberg und Herbern (KuKADuH), Profilschule Ascheberg, Förderverein Haus Siekmann e.V. in Sendenhorst, Gymnasium Mariengarden in Borken-Burlo, Gemeinschaftsschule Billerbeck